

25. MAI 2025
NUMMER 11

Kirchenbote

KATHOLISCHES MAGAZIN FÜR DAS BISTUM OSNABRÜCK

WWW.AUSSICHT.ONLINE

Leo XIV.

Wie der neue Papst sein Amt antritt und was ihn prägt

Seiten 10 – 16

16.–21. NOVEMBER 2025

HEILIGES JAHR UND NEUER PAPST – PILGERREISE NACH ROM



Wallfahrt zu den Heiligen Pforten und zum Grab von Papst Franziskus exklusiv für unsere Leserinnen und Leser

Erleben Sie eine unvergessliche Pilgerreise nach Rom, bei der Sie nicht nur die großen Sehenswürdigkeiten bestaunen, sondern auch alle vier Heiligen Pforten durchschreiten können. Sie feiern stimmungsvolle Gottesdienste an bedeutenden Orten, begegnen – mit etwas Glück – Papst Leo XIV. bei der Generalaudienz und besuchen das Grab von Papst Franziskus. Genießen Sie die Schönheit Roms, das lebendige Trastevere-Viertel und die malerische Landschaft der Albaner Berge. Begleitet wird die Reise von Domkapitular Thilo Wilhelm, der Rom schon aus der Studienzeit kennt, und unserer theologischen Redakteurin Susanne Haverkamp.

Machen Sie sich mit uns auf die Reise.

Im Reisepreis enthaltene Leistungen

- Flug mit Lufthansa (ggf. mit Umstieg) nach Rom und zurück
- 5 Übernachtungen in der Casa Tra Noi in Doppelzimmern mit Bad oder Dusche/WC mit Frühstück
- 4 x Abendessen in der Unterkunft
- 1 x Abendessen in einem typischen römischen Restaurant
- Bustransfers
- Alle Ausflüge und Besichtigungen lt. Programm inkl. der erforderlichen Eintrittsgelder
- Audiosystem für die Führungen
- Pilgerbuch
- Reisekranken-Versicherung

Geistliche Begleitung:

Domkapitular Thilo Wilhelm

Reiseleitung:

Susanne Haverkamp,
Redakteurin Verlagsgruppe
Bistumspresse



Flugreise

ab Frankfurt, München oder Hamburg

Pro Person **ab 1.565 Euro**



◀ Weiter Infos finden Sie hier

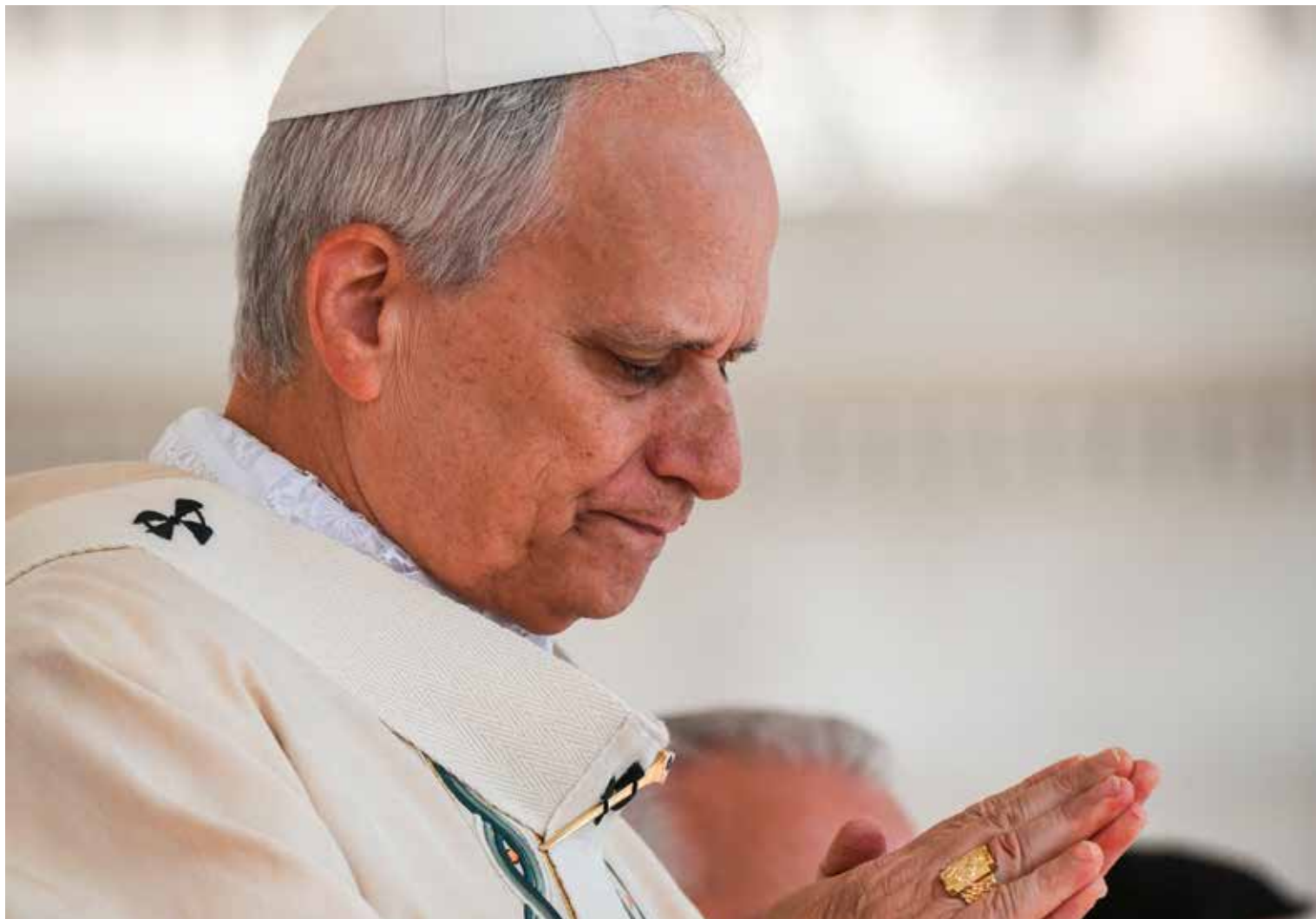


Foto: Ina/Vatican Media

DER DEMÜTIGE PAPST

Mit Furcht und Zittern

Ernst schaut Papst Leo XIV. auf den Fischerring an seiner Hand. Er schluckt. Als die Menschen applaudieren, schließt er die Augen und schlägt sich mit der Hand auf die Brust. Er wirkt bewegt bei seiner Einführungs-messe. So, als spüre er, welche Verantwortung er mit seinem Amt übernimmt, als Oberhaupt von 1,4 Milliarden Katholiken. Schon beim ersten Auftritt nach seiner Wahl, oben auf der Mittelloggia des Petersdoms, hat er mit den Tränen gekämpft.

Wie schön das ist: dass dieser Papst ein Mensch ist, der sich rühren lässt. In seiner Predigt sagt er: „Ich

wurde ohne jegliches Verdienst ausgewählt und komme mit Furcht und Zittern zu euch.“ Was für Worte! Was für eine Haltung! Der Papst macht sich klein – und gibt zu, wie groß seine Aufgabe auf ihn wirkt. Er will für die Einheit der Kirche und für den Frieden der Welt eintreten. Und er ahnt, wie schwer der Weg zu diesen Zielen ist. Zum Glück ist er auf diesem Weg nicht allein. Denn Gott ist dabei. Und je mehr Menschen mitgehen, desto leichter wird es.

// ANDREAS LESCH

GOTT UND DIE WELT

6 Kirche und Welt
Wie soll sich Deutschland gegen
Russlands Aggression wehren? Jörg
Lüer von Justitia et Pax antwortet

10 Schwerpunkt
Der neue Papst Leo XIV. ist ein
Mann mit vielen Facetten. Was
bedeuten sie für sein Pontifikat?

18 Kirche und Welt
Theologe Jochen Sautermeister
ist neu im Deutschen Ethikrat. Er
erzählt, was ihm dort wichtig ist

22 Kirche und Welt
Yolette Etienne hilft auf Haiti
Menschen, die vor Banden fliehen –
und bringt sich selbst in Gefahr



Viele Menschen
wollen einen
gerechten Frieden
in der Ukraine.

Liebe
Leserinnen
und Leser!
Die nächste
Ausgabe erscheint
am 8. Juni.

BLICK IN DEN NORDEN

28 Osnabrück
Wichtig: Weshalb eine Gruppe Ein-
samkeit ins Rampenlicht rückt

36 Hildesheim
Nachbarn: Warum sich die Vinzen-
tinerinnen über den Papst freuen

38 Hamburg
Bäume: Wie das Erzbistum seine
Partner in Argentinien überrascht

17 Im Norden. Papst Leo XIV
Reaktionen: Wie sich der Norden
über den neuen Papst freut

20 Im Norden. Begegnung
Ausgezeichnet: Weshalb ein Eims-
bütteler die Ansgar-Medaille erhielt

57 Im Norden. Kultur
Erinnerung: Warum in Tidofeld der
Vertriebenen gedacht wird

60 Im Norden. Leben
Aufgabe: Wie sich KI in der Kinder-
erziehung einsetzen lässt

GLAUBENSLEBEN

42 Glaubenswege
Clemens Sedmak erzählt, wie der
Suizid seines Sohnes Jonathan
sein Leben verändert hat

44 Lesungen der ersten Woche
In der Stadt Gottes gibt es laut
Offenbarung des Johannes keinen
Tempel. Sind Kirchen überflüssig?

48 Lesungen der zweiten Woche
Die ersten Christen haben gehofft,
dass Jesus wiederkommt. Heute
wirkt diese Idee wie Science Fiction

52 Serie „Von Herzen“
Uschi und Alfons Wanzek sind seit
55 Jahren verheiratet. Wie halten
sie ihre Beziehung lebendig?

54 Glaubensleben
Auch wer Vatertag statt Christi
Himmelfahrt feiert, hat die
christliche Botschaft verstanden



Foto: Christof Haverkamp

SPEKTRUM

58 Kultur

Zum 40. Mal steigt das Finale des DFB-Pokals im Olympiastadion von Berlin: eine historisch belastete Stätte und ein Ort des Glaubens

63 Medien

Mehrere katholische Akademien produzieren Podcasts. Wo lohnt es sich, reinzuhören?

Titelbild: kna/Lola Gomez



Walter Lübke ist Diakon in Bremen-Huchting. Vor 50 Jahren wurden die ersten Diakone für das Bistum Osnabrück geweiht.



Viele Männer ziehen am Vatertag mit Kumpels und dem Bollerwagen los.

Foto: imago/Funko Foto Services

ANGEMERKT

Hier erleben Sie den neuen Papst



Hinterher ist man immer klüger. Schaut man sich den Lebenslauf von Papst Leo XIV. an, ist seine Wahl wenig verwunderlich. Mit europäischen Wurzeln in den USA geboren, schon jung für seinen Orden nach Peru gewechselt, Ordensoberer in Rom, Bischof in Peru und dann wieder zurück nach Rom, als Kurienkardinal zuständig für die Bischöfe der Weltkirche. Er spricht Englisch, Spanisch, Italienisch, auch Deutsch soll er verstehen. Kein US-Amerikaner auf dem Stuhl Petri, sondern ein Mann der Weltkirche.

Seine ersten Auftritte zeigen einen kraftvollen Mann, der sein Amt ohne Fremdeln annimmt. Mit eigenem Stil. Obwohl er bei vielen Themen auf einer Linie mit Papst Franziskus liegen dürfte, wird er ihn nicht kopieren. Auf unseren Schwerpunktseiten versuchen wir, uns diesem Robert Prevost, der nun Papst Leo XIV. ist, zu nähern. Was hat ihn geprägt? Welche Spuren hat er hinterlassen? In den nächsten Ausgaben werden wir uns immer wieder

mit Papst Leo befassen. Seine ersten 100 Tage im neuen Amt wollen wir besonders begleiten. Sie erkennen diese Beiträge an dem Logo, das Sie auch auf dieser Seite sehen.

Im Herbst begleite ich eine Pilgerreise nach Rom – ich hoffe, dass wir Papst Leo dann bei der Generalaudienz live erleben können. Diese Reise ist ausgebucht, aber für die Leserinnen und Leser verschiedener Bistumsmagazine bieten wir im November noch eine Reise nach Rom an. Informationen dazu finden Sie auf der ersten Umschlagseite dieser Ausgabe.

// ULRICH WASCHKI, CHEFREDAKTEUR



aussicht.online

Sie möchten unser Magazin abonnieren oder verschenken? Unter aussicht.online/abo finden Sie verschiedene Möglichkeiten – von der kostenlosen Leseprobe bis zum Jahresabo.



„Die russische Aggression muss abgewehrt werden“

Seit mehr als drei Jahren führt Russland Krieg in der Ukraine und greift längst weitere Länder an – mit Spionage, Sabotage und Cyberattacken. Wie soll Deutschland sich aus christlicher Sicht wehren? Antworten von Jörg Lüer, Geschäftsführer der Deutschen Kommission Justitia et Pax.

Interview von Andreas Kaiser

Seit Russlands Angriffskrieg in der Ukraine will Deutschland militärisch aufrüsten. Auch die Bischofskonferenz schätzt in ihrem Papier „Friede diesem Haus“ die Sicherheitslage als „fundamental verändert“ ein. Zugleich kritisieren die Bischöfe die Rückkehr zu dem Denken „Willst du Frieden, rüste dich zum Krieg“. Warum?

Dem alten römischen Gedanken „Si vis pacem para bellum“ haben wir bei Justitia et Pax immer den Grundsatz „Si vis pacem para pacem“ entgegengehalten: „Wenn du Frieden willst, bereite den Frieden.“ Mit Abschreckung alleine werden wir auf Dauer keinen gerechten Frieden herstellen können. Abschreckung kann im besten Fall eine Situation vorübergehend stabilisieren. Als Kirche müssen wir jedoch langfristig denken.

Ist diese Sicht nicht etwas akademisch angesichts des Kriegs?

Natürlich muss aktuell die russische Aggression gegen die Ukraine abgewehrt werden. Allein schon, damit sich das Geschäftsmodell der Gewalt nicht auszahlt und der Krieg sich nicht ausweitet, müssen wir der Ukraine helfen. Dennoch dürfen wir die weitere Perspektive nicht aus den Augen verlieren. Wir Christen nehmen die Realität der Gewalt ernst, aber wir dürfen uns nicht an Gewalt gewöhnen. Gewalt darf nicht das letzte Wort

haben. Zudem benennen wir in unserem Papier deutlich die moderne Bedrohungslage, etwa durch eine hybride Kriegsführung.

Was genau meinen Sie?

Neben dem Krieg gegen die Ukraine gibt es jeden Tag auch hybride Angriffe auf das Baltikum, auf Polen, auf Deutschland und andere Nato-Staaten. Etwa mit Desinformationskampagnen, mit Spionage und Sabotage sowie mit Cyberangriffen auf die kritische Infrastruktur. Hier benennen wir Russland klar als maßgeblichen Akteur.

Also müssen wir doch aufrüsten?

Deutschland wird aufgrund der Bedrohungslage nicht drumherum kommen, einen Verteidigungsstand zu erreichen, der Russland von einer militärischen Auseinandersetzung mit uns abhält. Auch finde ich es richtig, dass die Bundesregierung jüngst eine Brigade der Bundeswehr in Litauen stationiert hat, um Russland von militärischen Aktionen gegen das Baltikum abzuschrecken.



Foto: Image/Wolfgang Maria Weber



ZUR PERSON

Jörg Lüer ist Geschäftsführer der Deutschen Kommission Justitia et Pax. Die Kommission erarbeitet kirchliche Beiträge zur Entwicklungs-, Friedens- und Menschenrechtspolitik Deutschlands und entwickelt Konzepte für die internationale Arbeit der katholischen Kirche.



Foto: imago/epd; Portratbild: Justitia et Pax

Die Ukraine braucht militärische Unterstützung, um sich gegen Russlands Angriff zu wehren. Manche Christen aber lehnen das ab.

Papst Johannes Paul II. hat eine nukleare Abschreckung als vorübergehend notwendig akzeptiert. Papst Franziskus lehnte sie als „ethisch nicht vertretbar“ ab. Wie kam es zu dem Stimmungswandel?

Vom Grundsatz hatte Papst Franziskus sicher recht, dass er sich mit dem Skandal der Existenz von Nuklearwaffen nicht abfinden wollte. Atomwaffen haben anders als alle anderen Waffengattungen das Potenzial, die gesamte Menschheit auszulöschen. Die Sichtweise aber, dass schon die Stationierung von Nuklearwaffen grundsätzlich verwerflich ist, empfinde ich angesichts der gegenwärtigen Bedrohungslage als schwierig, denn es bezieht die politischen Dynamiken, die wir brauchen, nicht mit ein.

Auch im Grundsatzpapier der Bischofskonferenz steht, es sei „höchste Zeit, aus der Abschreckung mit nuklearen Mitteln auszusteigen“. Zudem wird die Bundesregierung aufgefordert, einen Abrüstungsprozess anzustoßen.

Dass Atomwaffen ein Übel sind, ist schon lange Grundhaltung der Kirchen. Davon kann niemand überrascht

sein. Bereits Johannes Paul II. hat erklärt, dass Atomwaffen nur eine vorübergehende Legitimität haben. Wir geben uns nicht zufrieden mit dem jetzigen Zustand. Der ist erkennbar nicht nachhaltig. Daher sollten wir zu einem Prozess kommen, der den Rückbau von Atomwaffen ermöglicht. Die Bischöfe fordern daher dazu auf, über eine Abschreckung jenseits der Nuklearwaffen nachzudenken.

Wie soll Abrüstung mit Wladimir Putin gehen?

Mit dem gegenwärtigen russischen Regime wird es wahrscheinlich keinen echten Fortschritt geben. Noch also spielen die Nuklearwaffen eine wichtige Rolle in der Sicherheitsarchitektur der Welt. Dennoch müssen sie langfristig überwunden werden.

Auch durch einseitige Abrüstung?

Am sinnvollsten sind Verhandlungen. Eine einseitige Abrüstung wäre möglicherweise destabilisierend und könnte am Ende sogar zu mehr Gewalt führen. Das Leitmotiv kirchlicher Lehre ist immer die Minimierung von Leid und Gewalt. Abschreckung, also die Androhung von Gewalt, ist immer ein Übel. Aber sie kann ein geringeres Übel sein als ein Krieg.

Experten gehen davon aus, dass Russland in fünf Jahren auch Nato-Länder angreifen könnte. Zugleich ist unter US-Präsident Donald Trump auf den militärischen Schutz durch die USA kein Verlass mehr. Frankreichs Präsident Emmanuel Macron hat daher angeboten, seinen nuklearen Schutzschirm auf Europa auszuweiten. Was denken Sie darüber?

Dass ausgerechnet Atomwaffen die richtige Antwort auf die aktuelle Bedrohung sein sollen, erschließt sich mir nicht. Der Ukraine-Krieg und die hybride Bedrohung zeigen recht klar, um was es geht. Wir brauchen eine bessere militärische Aufklärung, eine bessere Abwehr von Cyberangriffen sowie eine gute Luft- und Drohnenabwehr. Zudem wird Polen bald die stärkste Armee in Europa haben. Schon deswegen halte ich es nicht für realistisch, dass die Russen mit ihren Panzern in Berlin einfahren werden. Wir dürfen Abschreckung nicht nur über Nuklearwaffen denken. Auch sollten wir nicht in das Sicherheitsdenken des Kalten Kriegs zurückfallen.





**Verschenken Sie
Ihre Kirchenzeitung
in den ersten 100 Tagen
von Papst Leo XIV.
an Familie und Freunde.**



**3 Monate
verschenken,
nur 2 Monate
zahlen.**



Jetzt bestellen

aussicht.online/abo-papst-mini-nord
oder telefonisch 0541 318 - 609

KONTAKT

Neue Kirchenzeitung Hamburg
Am Mariendom 5
20099 Hamburg
Telefon: 040 24877 - 111
redaktion@
neue-kirchenzeitung.de
www.neue-kirchenzeitung.de
Aboservice:
Telefon 0541 318 - 609
aboservice@kirchenbote.de

Kirchenzeitung Hildesheim
Telefon: 05121 307-864
info@kiz-online.de
www.kiz-online.de
Aboservice:
Telefon 05121 307-850
E-Mail: leserservice@
bistumspresse.de

Kirchenbote Osnabrück
Telefon 0541 318 - 625
redaktion@kirchenbote.de
www.kirchenbote.de
www.facebook.com/
derkirchenbote
Aboservice:
Telefon 0541 318 - 609
aboservice@kirchenbote.de

*Ihre Meinung
ist uns
wichtig*

Zurück nach Vorgestern?

Ich finde es gut, dass Sie an die mutige Rede von Bundespräsident v. Weizsäcker von 1985 zum Thema „Befreiung“ erinnern. Auf der Doppelseite hätte m.E. ein Hinweis auf den anderen Teil Deutschlands Platz finden müssen, in dem der 8. Mai Staatsfeiertag war und die (fast von der Sowjetarmee allein geleistete) Befreiung vom Faschismus Staatsdoktrin. Gerade in einer Zeit, wo Kräfte überall auf der Welt zurück nach Vorgestern wollen, was ja gleichbedeutend mit „mit Vollgas in den Untergang“ ist.
// PASTOR ULRICH PALMER,
BRANDE-HÖRNERKIRCHEN

IMPRESSUM

Neue Kirchenzeitung Hamburg
Magazin für das Erzbistum Hamburg, Herausgeber: Der Erzbischof von Hamburg

Kirchenzeitung Hildesheim
Magazin für das Bistum Hildesheim, Herausgeber: Der Bischof von Hildesheim

Kirchenbote
Magazin für das Bistum Osnabrück, Herausgeber: Der Bischof von Osnabrück

Verlag
Kirchenbote für das Bistum Osnabrück
Verlagsleiter und Chefredakteur: Ulrich Waschki

Redaktion für das Erzbistum Hamburg
Andreas Hüser (Ltd. Redakteur)

Redaktion für das Bistum Hildesheim
Edmund Deppe

Redaktion für das Bistum Osnabrück
Matthias Petersen (stellvert. Chefredakteur), Petra Diekmünchow, Andrea Kolhoff, Anja Sabel, Astrid Fleute

Zentralredaktion der Verlagsgruppe Bistumspreise
Andreas Lesch (Chef vom Dienst), Barbara Dreiling, Susanne Haverkamp, Kerstin Ostendorf, Andreas Kaiser (Berlin)

Anschrift für Verlag und Zentralredaktion:
Schillerstraße 15,
49074 Osnabrück
Telefon 0541 318-626

Anzeigenverwaltung
Osning Medien GmbH
Telefon: 05401 83737-0
Telefax: 05401 83737-29

info@osning-medien.de
zurzeit gültige Anzeigenpreisliste vom 15. Februar 2024

Mitglied der Konpress-Medien eG
www.konpress.de

Freiwillige Auflagenkontrolle durch die IVW.
ISSN 1431 - 5637

Technische Herstellung:
Bonifatius GmbH, Paderborn

Erscheinungsweise: 14-täglich
Bei Nichtlieferung ohne Verschulden des Verlages besteht kein Entschädigungsanspruch. Für unverlangt eingesandte Fotos und Texte wird keine Haftung übernommen.





Foto: kna/Romano Siciliani

Freundlich und zugewandt – so bleibt Papst Franziskus vielen Menschen in Erinnerung.

Erinnerungen an Papst Franziskus

Zum Tod von Papst Franziskus (Nummer 9/27. April):

Im Juni 2016 durfte ich als Vertreter des Internationalen Diakonenzentrums an einer privaten Audienz teilnehmen. Da wir nur eine Gruppe von ungefähr 30 Personen waren, konnte ich dem Papst sehr nah sein. In seiner Rede wurde nochmals deutlich, wie wichtig ihm die Menschen am Rande sind. Sie nicht zu übersehen und die Armen und Ausgegrenzten der Gesellschaft in die Mitte zu stellen, war ihm ein Herzensanliegen. Das konnte man durch Gesten und seine Stimme deutlich spüren.

In der persönlichen Begegnung haben wir uns mehrfach umarmt. Und ich werde nie vergessen, wie er meine Hände genommen hat und gesagt hat: „Bete für mich. Bete für mich!“ Dann liefen bei mir die Tränen.
// **ANSGAR MAUL, GEESTE**

Mir bleibt Papst Franziskus als der „Rufer in der Wüste“ in Erinnerung. Seine Botschaft zur Neuevangelisierung zog sich wie ein roter Faden durch sein Pontifikat.

Die letzten Auftritte können für den überzeugten Christen mehr als nur eine moralische Aufforderung sein. Am Ostersonntag begab er sich auf den Petersplatz. Mit schwacher, fast unhörbarer Stimme wünschte er den Menschen auf

dem Petersplatz und weltweit an den Fernsehern verbunden: „Gesegnete Ostern“. Das hat vermutlich nicht nur mich, sondern sehr vielen Christen auf der ganzen Welt Mut und Hoffnung gegeben: Der österliche Ruf, „Halleluja, Jesus lebt!“, bekam eine so große Wirkung, wie ich es in meinem Leben noch nicht wahrgenommen habe!

Am Ostermontag bekomme ich kurz vor der Feier einer Heiligen Messe mitgeteilt, dass Papst Franziskus gestorben ist. Bei mir kam nicht Trauer auf; sondern der Gedanke vom Vortag, „Halleluja, Jesus lebt!“, wurde verstärkt. Das, was in diesen zwei Tagen in Rom geschehen ist, hat mit der österlichen Realität zu tun!

Die folgende Woche war eine österliche Woche; Menschen standen stundenlang vor dem Petersdom, um Abschied zu nehmen. Weltweit wurde die Liturgie des Begräbnisses übertragen. Dann geschieht etwas, womit keiner gerechnet hat: Der amerikanische und der ukrainische Präsident treffen sich irgendwo in einer Ecke des Petersdomes; sie sitzen sich gegenüber und reden knapp 15 Minuten lang. Für mich passt

alles so wunderbar in diese Osterzeit 2025!

Es ist alles kein Zufall! Es ist in sich schlüssig! Es ist die Osterbotschaft des Evangeliums, die Papst Franziskus so sehr am Herzen lag und die nun für alle so sichtbar wurde!

// **WOLFGANG ZOPORA, BAD ALEXANDERSBAD**

Gerechtigkeit und Stärke

Reaktion auf Leserbrief zum Krieg in der Ukraine:

Ich gehe davon aus, dass alle, die dieses Magazin lesen, sich wünschen, in Frieden und Freiheit leben zu dürfen, und dass wir alle dies auch für die Ukraine, den Nahen Osten und die anderen Kriegsgebiete der Erde erhoffen. Ich finde es sehr gut, dass in dem Leserbrief das Wunder der Wende von 1989 ins Gedächtnis gerufen wurde.

Dennoch bin ich davon überzeugt, dass die Alternative zum Krieg „Wahrheit/Gerechtigkeit und Rüstung/Stärke“ heißen müsste. Denn die Vorgeschichte zum Wunder der Wende war tatsächlich ein Wettrüsten, insbesondere auf dem Level der

atomaren Mittelstreckenwaffen, begleitet durch ein Verhandlungsangebot von Seiten der Nato an die Sowjetunion.

Diese Kombination von Stärke und Verhandlungsbereitschaft hat innerhalb weniger Jahre zur Abrüstung und letztendlich zum Ende des kalten Krieges geführt. Und in diesem geschichtlichen Kontext war dann die Wende ohne Blutvergießen in der DDR möglich. Welch ein Geschenk!

Dass Gewaltlosigkeit aber auch schreckliche Folgen haben kann, sehen wir, wenn wir in unserer eigenen Geschichte zurückschauen auf die grauenvollen Verbrechen, die unter der Gewaltherrschaft der Nationalsozialisten an Juden und anderen Menschen verübt worden sind.

Es kommt immer auf den Kontext an, welche Strategie den Frieden fördert: Wir sind heute ein Land, das von Nachbarn umgeben ist, in denen Recht und weitgehende Gerechtigkeit herrschen. Deshalb brauchen wir gegenüber diesen Ländern keine Waffen, um den Frieden zu sichern.

Anders ist es mit Staaten, die von Gewaltherrschern regiert werden, die nur die Sprache der Macht respektieren. Ich möchte auch hier die Strategie von Wahrheit und Gerechtigkeit nicht missen, aber bitte in Kombination mit glaubwürdiger und hinreichender Stärke! Alles andere wäre für diese Gewaltherrscher eine Einladung zur gewaltsamen Unterwerfung oder zum Krieg. Führen wir sie lieber nicht in Versuchung.

// **HANS BAUER, MÜNCHEN**



IHRE MEINUNG IST GEFRAGT

Zuschriften bitte an die Adresse Ihrer Kirchenzeitung oder per E-Mail an leserbriefe@bistumspress.de. Leserbriefe geben die Meinung des Verfassers wieder. Die Redaktion kann Kürzungen leider nicht immer vermeiden.

DER PAPST UND DIE USA

Ein kluger Trump-Gegenspieler

Robert Prevost hat früh gelernt, wie bunt die Welt ist. Er stammt aus dem armen Süden von Chicago – einer sehr katholischen, aber ethnisch auch sehr durchmischten Stadt. Sein Vater hat französische und italienische Wurzeln, seine Mutter spanische. Später bekam der US-Amerikaner Prevost auch einen peruanischen Pass. In seiner Amtszeit als Papst könnte ihm das helfen, in verschiedenste Milieus hineinzuwirken und Menschen miteinander zu versöhnen, die sich feindselig gegenüberstehen. Zum Beispiel in seiner Heimat, den USA.

Viele hoffen, dass Papst Leo XIV. Brücken zwischen den Katholiken dort baut. Bei den Bischöfen wie an der Basis gibt es zwei Lager: Trump-Anhänger und Demokraten. Massimo Faggioli, Theologie-Professor an der Universität Villanova in Pennsylvania, sagt, die politische Polarisierung sei mittlerweile enorm. Es wird nicht leicht, die Extreme einander anzunähern.

Doch Faggioli glaubt, der diplomatisch gewiefte Papst werde seinen Weg finden, mit den Zuständen in seinem Geburtsland umzugehen: „Er kennt und versteht die USA besser als jeder Papst vor ihm.“ Er werde wissen, wie er auftreten und sprechen muss, damit Trump-Fans wie Trump-Gegner, konservative wie liberale Katholiken ihm zuhören. Und zurückweisen könnten sie die Worte ihres Landsmannes nicht mehr so leicht, wie manche es beim Argentinier Franziskus getan haben: „Für die Bischöfe wie für die ganze USA wird es jetzt schwerer zu ignorieren, was aus dem Vatikan kommt.“



Voller Hoffnung: Diese Frau sehnt sich nach Frieden – für die gesplante USA und die ganze Welt.

Ob der Papst zum Gegenspieler des autoritären US-Präsidenten, zum Anti-Trump wird? „Wir werden sehen“, sagt Faggioli. Der Papst sei „mehr ein sozialer als ein liberaler Katholik“. Beim Streitthema Abtreibung scheint seine Position von der Trumps nicht so weit entfernt zu sein. Bei anderen Fragen aber trennen sie Welten. Als Kardinal kritisierte Prevost auf der Plattform X die Migrationspolitik des Präsidenten an der Grenze zu Mexiko als „beunruhigende Maßnahmen, die grundlegende Menschenrechte und die Menschen-

„Er kennt und versteht die USA besser als jeder Papst vor ihm.“

MASSIMO FAGGIOLI

würde verletzen“. Auch Trumps Vize J.D. Vance griff er an. Er teilte einen Artikel mit der Überschrift „JD Vance liegt falsch: Jesus fordert uns nicht auf, unsere Liebe zu anderen zu gewichten.“

Leo XIV. gilt als kluger, nachdenklicher, besonnener Zuhörer, der die ganze Welt im Blick hat und besonders für die Armen und Schwachen kämpft; Trump dagegen ist ein pöbelnder Schreihals, der nur seine eigenen Interessen und die seiner Milliardärsfreunde vertritt und eine Welt will, in der das Recht des Stärkeren gilt. Es wird spannend zu beobachten, wie Trump sich verhält, wenn der Papst ihn künftig einmal kritisiert. Doch Faggioli sagt: „Sicherlich sollten wir nicht erwarten, dass Leo XIV. allein Amerika vor Trump retten wird.“ Schließlich ist er ein globales Kirchenoberhaupt, kein nationaler Politiker.

Bis zu Prevosts Wahl galt ein Papst aus den USA als undenkbar. Zu riskant sei es, dass das Oberhaupt der weltgrößten Glaubensgemeinschaft aus dem politisch mächtigsten Land der Welt stammt, so die oft gehörte Argumentation. Nun, mit der Wahl von Leo XIV., deutet sich an, dass gerade diese Konstellation ihren Reiz haben könnte.

// ANDREAS LESCH

Voller Freude: Der neue Papst Leo XIV. grüßt die Gläubigen in aller Welt.

Foto: imago/UPH PHOTO

Was prägt den Papst?

Wer sich mit dem Leben von Leo XIV. beschäftigt, merkt schnell: **Der Mann ist vielseitig.** Er stammt aus den USA, hat in Peru und im Vatikan gewirkt, ist Ordenspriester und hat einen überraschenden Namen gewählt.





Voller Hilfsbereitschaft: Robert Prevost in Gummistiefeln bei einer Flut in der Region Chiclayo



Voller Konzentration: Robert Prevost, Bischof von Chiclayo, im Gespräch mit einer Frau

DER PAPST UND PERU

Ein vertrauensvoller Zuhörer

Dass er einer von ihnen ist, zeigen die Peruaner mit witzigen Bildmontagen in den sozialen Medien. Da ist Leo XIV. zu sehen, wie er zufrieden lächelnd an einem Restauranttisch sitzt. Vor ihm steht ein typisches Gericht: Inca Kola und peruanischer Fischsalat. Auch ein Papamobil haben sie ihm schon entworfen: eine Autorikscha, ein motorisiertes Dreirad, wie sie auf Perus Straßen oft zu sehen ist – ganz in Weiß, mit edler Rückbank und oben offen. „Die Leute sind außer Rand und Band“, sagt Birgit Weiler. Die Ordensfrau aus der Gemeinschaft der Missionsärztlichen Schwestern lebt seit 37 Jahren in Peru. Sie sagt: „Eine Zeitung hat getitelt: Ein Papst mit peruanischem Herzen. Das gibt die Stimmung ganz gut wieder.“

Robert Prevost lebte von 1985 bis 2001 als Augustinermönch in Peru, bevor er als Generalprior seines Ordens nach Rom ging. 2014 kam er zurück, nachdem Papst Franziskus ihn zum Apostolischen Administrator und 2015 zum Bischof von Chiclayo ernannt hat. Erst 2023, mit seiner Ernennung zum Präfekten des Bischofsdikasteriums in Rom, verabschiedete er sich aus dem Land. Um Bischof zu werden, musste Prevost die peruanische Staatsangehörigkeit annehmen. Das sei für ihn mehr gewesen als „eine amtliche Angelegenheit“, sagt Weiler. Es sei sein Wunsch gewesen, „aus tief empfundener Liebe zum Land und zu den Menschen“.

Weiler beschreibt Prevost als einen, „der sich dazu gesetzt hat, mit den Leuten gesprochen und mit ihnen das Essen geteilt hat“. Er habe die peruanischen Speisen geschätzt, die Gewürze und den Geschmack. Man habe

ihm angemerkt, dass er Freude hat, wenn bei Festen die typischen Tänze wie die Marinera getanzt wurden: „Er war gern unter den Menschen und nicht nur dabei, weil er aufgrund seines Amtes präsent sein musste.“

In Erinnerung ist Prevost den Leuten auch wegen einer Spendenkampagne, mit der er während der Corona-Pandemie Sauerstoff organisierte. „Das war eine lebensrettende Maßnahme für viele“, sagt Weiler. Er habe sich jedoch nie in den Vordergrund gestellt. „Für ihn waren die Menschen nicht nur Empfänger von Wohltaten, sondern Personen mit eigenen Ideen und Fähigkeiten“, sagt Weiler. Stets sei es ihm wichtig gewesen, „die Betroffenen mit ins Boot zu holen und sie zu fragen, was sie brauchen“. So habe er nicht nur eine Kommission gegründet, um Migranten zu helfen, sondern auch eine Interessenvertretung der Migranten, die erklärt hat, welche Hilfe sinnvoll ist.

In seinem Bistum habe er Reformen angestoßen wie die Einführung einer Diözesanversammlung. Daraufhin seien Teams in die Pfarreien gegangen, um mit den Leuten zu diskutieren, wie die Pastoral vor Ort gestaltet werden kann. „Diese Gruppen wurden von Laien geleitet, die oft Frauen waren“, sagt Weiler. Dass der Priester in der Gemeinde die alleinige Autoritätsperson ist, habe Prevost nicht gewollt. Er verstehe die Kirche als Volk Gottes, das gemeinsam unterwegs ist. So habe er sich den Menschen eingepreßt: „Ein Bischof, der zuhören kann und auf die Fähigkeiten seiner Leute vertraut.“

// BARBARA DREILING



Voller Nähe: Robert Prevost bei einem Besuch der Augustiner in Deutschland

Foto: privat

DER PAPST UND DIE AUGUSTINER

Ein zugewandter Menschenversther

„Die Überraschung war groß“, sagt Pater Lukas Schmidkunz über den Moment, als er seinen Mitbruder Robert Prevost im Fernsehen auf der Benediktionsloggia am Petersdom sah. Ein Augustiner als Papst. Neben Freude und Stolz fühlte der Provinzial der deutschen Augustinerprovinz noch etwas: „Ich habe ein bisschen gefremdelt.“

Schmidkunz, der im Augustiner-Konvent in Würzburg lebt, kennt Leo XIV. aus dessen Zeit als Generalprior des Ordens. Von 2004 bis 2012 besuchte der US-Amerikaner mehrfach Deutschland und traf dabei immer wieder auf Schmidkunz. „In seinem schwarzen Habit ist er mir vertraut“, sagt er. Auch als Bischof seiner Diözese in Peru trug Prevost sein Ordenshabit mit Kapuze und Ledergürtel. „Aber so ganz in Weiß – das war ein sehr ungewöhnlicher Anblick für mich und gewöhnungsbedürftig“, gibt Schmidkunz zu.

Doch er ist sicher: Prevost wird seine Rolle als Papst meistern. „Er ist sehr zugewandt, den Menschen nahe und er will verstehen, was sie antreibt und was ihre Ziele sind“, sagt Schmidkunz. Er erinnert sich an einen Besuch Prevosts in der Bildungsstätte St. Martin des Bistums Hildesheim in Germershausen, die er damals leitete. „Er wollte wirklich verstehen, wie wir da für die Menschen unterwegs sind“, sagt er. Prevost habe als Generalprior nie von Visitationen gesprochen, sondern immer von einem Besuch bei Brüdern – er wollte Teil der Gemeinschaft sein und nicht von oben herab Anweisungen geben.

Schmidkunz glaubt, dass diese Art auch das Pontifikat von Leo XIV. prägen wird: „Ich denke, er ist fest verankert im Gemeinschaftsleben, das unser Orden ihn gelehrt hat.“ Der Augustiner-Orden, der sich auf den Kirchenvater Augustinus von Hippo beruft und 1256

gegründet wurde, ist geprägt von einem Gemeinschaftsprinzip. „Anfangen bei unseren Konventen bis hin zum Generalkapitel ist unser Orden geprägt von Räten, Austausch und Gemeinschaft“, sagt Schmidkunz. So stehe er als Provinzial nicht allein an der Spitze der deutschen Provinz, sondern werde von einem Provinzrat unterstützt, „ein beratendes Gremium, wo gemeinsam Wege gesucht und Entscheidungen gefällt werden“. Solche Gremien wünscht er sich auch für seinen Mitbruder an der Spitze der Weltkirche: „Ich hoffe, dass er einen Weg findet, ein solches System zu etablieren.“ Schmidkunz ist überzeugt: Die synodale Ausrichtung, die Papst Franziskus angestoßen hat, wird mit Papst Leo XIV. weitergehen.

Noch etwas gibt ihm Hoffnung: Er hat Prevost als ruhigen, nachdenklichen und abwägenden Menschen kennengelernt. Eigenschaften, die nötig sind in einer polarisierten Welt. „Bei seiner Rede auf der Loggia am Petersdom hielt er einen Collegeblock in den Händen, von dem er abgelesen hat“, sagt Schmidkunz. Leo XIV. hatte sich vorbereitet, seine Worte waren wohl gewählt. „Er ist nicht jemand, dem ein Gedanke in den Kopf kommt und der ihn gleich auf Social Media herausposaunt“, sagt Schmidkunz. „Der Papst ist einer, der nicht bedächtig ist im Sinne von langsam – sondern im Guten: Er hat wirklich alles bedacht, was er sagt.“

„Er hat wirklich alles bedacht, was er sagt.“

PATER LUKAS SCHMIDKUNZ

// KERSTIN OSTENDORF

DER PAPST UND DER VATIKAN

Ein perfekt informierter Politiker

Es war ein scharfer Brief, den Kardinal Robert Prevost „mit brüderlichen Grüßen“ mit Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin und Glaubenshüter Kardinal Viktor Fernandez im Februar 2024 an die deutschen Bischöfe richtete. Der heutige Papst Leo XIV. war als Chef der Bischofskongregation für Ernennung und Disziplin der Bischöfe zuständig. Die drei Kardinäle warnten die „lieben Mitbrüder“ davor, die Satzung für den Synodalen Ausschuss, in dem Bischöfe und Laien gemeinsam berate-

ten sollten, in Kraft zu setzen. Das Organ sei vom „Kirchenrecht nicht vorgesehen“. Das habe man mehrfach in Gesprächen und Briefen „mit besonderem Auftrag des Heiligen Vaters“ klargemacht. Würde die Satzung beschlossen, würde dies Papst

und Heiligen Stuhl „einmal mehr vor vollendete Tatsachen stellen“.

Konservative Kreise wännen daher in Leo XIV. einen Verbündeten im Kampf gegen allzu viel Miteinander von Bischöfen und Laien. Manche gehen davon aus,

dass nach der Spontaneität von Franziskus wieder mehr Klarheit und Ordnung in der Lehre einziehe.

Damit könnten sie falsch liegen. Denn seit dem Brief tagte in Rom die Weltsynode, in der Prevost mit dabei war. Hier sei eine neue Kultur des Miteinanders von Bischöfen und Laien eingeübt worden, heißt es oft. Außerdem gab es viele Kontakte zwischen Deutschland und Rom. Der Synodale Ausschuss hat längst seine Arbeit aufgenommen, mit veränderter Satzung. Im Februar 2025 waren die Vizepräsidenten des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Claudia Nothelle und Thomas Söding, beim damaligen Bischofspräfekten. Söding berichtet von einem sehr guten und differenzierten Gespräch. Kardinal Prevost sei ausgezeichnet über die Positionen des Laiengremiums etwa zu Abtreibung oder Migration informiert gewesen.

Das deckt sich mit dem Eindruck, dass Leo XIV. ein politischer Papst wird. Und auch mit der Aussage seines ehemaligen Mitarbeiters und heutigen Pfarrers im niedersächsischen Dinklage, Monsignore André Ciszewski, dass Prevost nicht nur gut zuhören könne, sondern auch ein sehr fleißiger Mensch sei. „Im politischen Bereich wird er die Linie von Franziskus fortsetzen“, sagt Söding. In der Kirche erwartet Söding kein Zurückholen der Reformen von Franziskus und auch kein Ende der freien Diskussion.

Seit 2020 war Prevost Mitglied der Versammlung der Bischofskongregation. 2023 holte Papst Franziskus ihn aus der peruanischen Provinz an die Spitze der Vatikanbehörde. In der kurzen Zeit gab es bemerkenswerte Personalentscheidungen. In den USA wurde Bischof Joseph Strickland seines Amtes enthoben. Er gehörte zu den schärfsten Kritikern von Franziskus und warf ihm vor, das Glaubensgut zu untergraben.

Bei Neuernennungen oder Versetzungen im gespaltenen US-Episkopat dominierten moderate und reformorientierte Kräfte. So im Januar 2025, als der politisch und kirchlich eher liberale Kardinal Robert McElroy Erzbischof von Washington wurde und damit eine Art kirchlicher Gegenpart zu US-Präsident Donald Trump. Kaum denkbar, dass der US-Staatsbürger Prevost nicht maßgeblich an diesen Entscheidungen in seiner Heimat beteiligt war.

// ULRICH WASCHKI

Voller Herzlichkeit: Papst Franziskus ernennt Robert Prevost zum Kardinal.

„Im politischen Bereich wird er die Linie von Franziskus fortsetzen.“

THOMAS SÖDING



Foto: kna/Cristian Gemari/Romano Siciliani

DER PAPST UND SEIN NAME

Ein sozialer Revolutionär

„Leo ist sicher eine überraschende Namenwahl“, sagt der Münsteraner Kirchenhistoriker Norbert Köster. „Ich vermute, der neue Papst hat einen Namen gesucht, der sich nicht an einem seiner Vorgänger orientiert.“ Nicht Franziskus, nicht Benedikt, nicht Johannes, nicht Paul.

Dass er sich in die Nachfolge von Leo XIII. stellte, hält Köster für ein positives Signal. „Desen Vorgänger, Pius IX., stand für gnadenlose Restauration“, sagt er. Er habe alle modernen Errungenschaften vom allgemeinen Wahlrecht über Religions- bis zur Pressefreiheit abgelehnt. „Er stand für den Kulturkampf, für totale Abgrenzung. Und das mit schlimmen Folgen etwa für die Katholiken in Deutschland.“

Leo XIII., 1878 zum Papst gewählt, war dazu ein Gegenbild, sagt Köster: „Er wollte den Dialog mit der Welt. Er wollte auch eine offenere, modernere Theologie.“ Leo habe gewusst, „dass man die gesellschaftlichen Entwicklungen aufgreifen muss“. Leo war der erste Papst, dessen Stimme aufgenommen wurde, und 1896 ließ er sich sogar filmen: Knapp zwei Minuten ist das Werk lang und zeichnet auf, wie der Papst den Apostolischen Segen spendet. Für damals eine kleine Revolution.

Noch wichtiger war sein politischer Einsatz. „Der Papst hat durch sein diplomatisches Geschick und seine Bereitschaft, auf Bismarck zuzugehen, dazu beigetragen, dass in Deutschland der Kulturkampf beigelegt wurde“, sagt Köster. Er entschärfte Streitigkeiten mit der Schweiz und lateinamerikanischen Staaten, knüpfte engere

Kontakte zu Russland und den Vereinigten Staaten, verbesserte die Beziehungen zu England und Spanien. Im Konflikt zwischen Deutschland und Spanien um die Karolineninseln vermittelte er erfolgreich.

Dann ist da noch „Rerum Novarum“, seine Sozialenzyklika. „Sie hat die katholische Soziallehre begründet, nie zuvor hat sich ein Papst so grundsätzlich mit der sozialen Frage beschäftigt“, sagt Köster. Sein Augenmerk galt den Familien, die durch die industrielle Revolution unter Druck standen. Er führte das Prinzip der Subsidiarität ein, nach dem erst dann, wenn eine kleinere Einheit ein Problem nicht lösen kann, eine höhere Instanz und letztlich der Staat einspringen soll.

Und er beschäftigte sich mit der Frage des Eigentums. „Leo sagt entgegen einiger Strömungen im amerikanischen Katholizismus, dass es in Ordnung ist, Eigentum zu haben. Aber er betont auch, dass Eigentum eine soziale Verpflichtung ist.“ Etwa im Umgang mit Beschäftigten, die oft skrupellos ausgebeutet wurden. Oder in Bezug auf Wohltätigkeit und Spenden.

Als Robert Prevost seine Namenswahl erläuterte, hat er auf „Rerum Novarum“ verwiesen. „Leo XIII. stellte sich den Herausforderungen der ersten industriellen Revolution – heute stehen wir vor einer neuen: der Revolution der künstlichen Intelligenz und ihrer Auswirkungen auf Gerechtigkeit, Arbeit und Menschenwürde“, sagte er dem Kardinalskollegium. Mit der Namenswahl sehe er sich in Kontinuität mit Papst Franziskus und seiner Hinwendung zu den Armen.

Die sozialen Fragen unserer Zeit, Offenheit für die moderne Kultur, der Versuch, in Konflikten zu vermitteln – all das verbinde Leo XIII. und Leo XIV., sagt Köster. Und dann sei da noch etwas: „Leo XIII. hat kein großes Aufhebens um sich gemacht, er hat einfach still seine Arbeit erledigt. Und ich glaube: Genau so ein Typ ist unser neuer Papst auch.“



Foto: ullstein bild via Getty Images

Voller Dialogbereitschaft:
Papst Leo XIII. im Porträt



Foto: Wikimedia

Voller Skepsis: der deutsche Reichskanzler Otto von Bismarck im Gespräch mit Papst Leo XIII. Von hinten lauscht Ludwig Windthorst.

// SUSANNE HAVERKAMP

Die ersten Tage des neuen Papstes

Würdige Feier: Papst Leo zelebriert die erste Messe seines Pontifikats in der Sixtinischen Kapelle.



Foto: knu/Romano Siciliani/Vatican Media

Innige Stille: Papst Leo XIV. betet am Grab seines Vorgängers Franziskus.



Jubelnde Gläubige: Papst Leo spricht mit Menschen vor der Basilika der Mutter vom Guten Rat im Wallfahrtsort Genazzano.



Neuer Chef: Papst Leo trifft die Kardinäle.



Traditionelle Zeremonie: Papst Leo öffnet die Tür zum päpstlichen Appartement, die seit dem Tod von Papst Franziskus versiegelt gewesen ist.



Große Bühne: Papst Leo betritt die Audienzhalle im Vatikan und trifft sich mit Vertretern der Medien.



Sportliches Treffen: Papst Leo, Hobbytennispieler, empfängt Jannik Sinner, Nummer 1 der Weltrangliste.



Schwungvolle Geste: Papst Leo segnet die Menschen auf dem Petersplatz zu Beginn seiner Einführungsmesse mit Weihwasser.



na/Lola Gomez

Wünsche für den neuen Papst

Große Freude herrscht im Norden über die Wahl Leo XIV. Bischöfe und Politiker haben sich zu Wort gemeldet. Sie beten für ihn, loben seine Bodenständigkeit und freuen sich schon auf eine persönliche Begegnung.

„Ich gratuliere Papst Leo XIV. zu seiner Wahl und versichere ihm mein Gebet und meine geschwisterliche Verbundenheit“, sagte kurz nach der Wahl der Hamburger **Erzbischof Stefan Heße**. Mit dem neuen Heiligen Vater beginne auch ein neues Kapitel auf dem gemeinsamen Weg als katholische Kirche. Er bete darum, dass der neue Papst mit Klugheit, Demut und einem hörenden Herzen seine große Verantwortung wahrnehmen könne. Seine ersten Worte waren: „Der Friede sei mit Euch!“ Damit setze er einen Akzent in die ganze Welt. „Wir alle sehnen uns nach Frieden: in der Ukraine, in Gaza und an vielen weiteren Orten.“ Der Erzbischof warf noch einen Blick voraus: „Ich freue mich, dem Heiligen Vater bei unserer Bistumswallfahrt nach Rom im Oktober mit ganz vielen anderen Gläubigen aus dem Erzbistum Hamburg zu begegnen. Und ich lade alle dazu ein, Papst Leo XIV. im Gebet zu begleiten.“

Erneut ein Ordensmann

„Ich gratuliere Papst Leo XIV. herzlich und wünsche ihm Gottes Segen und guten Geist für sein immens verantwortungsvolles Amt“, sagte der Osnabrücker **Bischof Dominicus Meier**. Die weltweite Anteilnahme am Tod von Papst Franziskus und an der Wahl des neuen Papstes zeige, dass noch immer viele Menschen auf dieses Amt schauen und auf die Person, die es ausfüllt – in einer Zeit, in der die zahlreichen Krisen und Konflikte im Weltgeschehen vielen Menschen Sorge bereiten. „Ich wünsche Papst Leo XIV. Gottes guten Geist, damit er und mit ihm die katholische Kirche in dieser Zeit die frohe

Botschaft von Frieden, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit lebendig hält.“ Er freue sich, dass erneut ein Ordensmann das Papstamt bekleidet und denke, dass er auch vor diesem Hintergrund den Geist der Synodalität in unserer Kirche wachhalten werde, den Papst Franziskus zuletzt neu entfacht hat – „mit Offenheit und Besonnenheit und mit einem Blick für das Verbindende, nämlich der Botschaft der Liebe, die Jesus Christus uns verkündet hat“. Bischof Dominicus gehört dem Benediktinerorden an.

Schritte zu mehr Synodalität

„Der neue Papst wird sich mit vollem Herzen und seiner ganzen Kraft für die Verkündigung des Evangeliums in unserer Welt einsetzen. Dafür wünsche ich ihm Gottes reichen Segen“, erklärt der Hildesheimer **Bischof Heiner Wilmer**. „Schon die erste Rede von Papst Leo XIV. weist darauf hin, dass er in der Spur seines Vorgängers Papst Franziskus weitere wichtige Schritte hin zu mehr Synodalität in der Kirche gehen wird. Er wird seinen eigenen Stil haben, auf die Menschen zuzugehen, ihnen zuzuhören und ihnen Hoffnung zu schenken. Er wird an der Seite aller armen und bedrängten Menschen stehen und sich für Frieden und Gerechtigkeit einsetzen.“

Daniel Günther (CDU), katholischer Ministerpräsident von Schleswig-Holstein, hat die große Anteilnahme am Konklave als



Foto: Matthias Petersen

In vielen Schaukästen hängt schon das Bild des neuen Papstes, hier vor dem Medienhaus des Bistums Osnabrück.

„sehr verbindend“ empfunden. „Ich glaube, dass Papst Leo XIV. die Kraft haben wird, genau das zu schaffen: zu verbinden, zu versöhnen und Zuversicht zu schenken“, sagte Günther der Katholischen Nachrichten-Agentur (kna). Diese Botschaft sei bereits von seiner ersten Rede ausgegangen, in der er davon sprach, Brücken bauen zu wollen zwischen den Menschen. „Ich habe große Hoffnung,

dass ihm das auch innerhalb der Kirche gelingt und er zusammenführen kann.“ Er habe Papst Leo XIV. bei dessen erstem Auftritt als Menschenfreund wahrgenommen, der nah bei den Menschen sein wolle und bodenständig sei. (kb/kna)



„Wie ist gutes Leben möglich?“

Der Moraltheologe Jochen Sautermeister ist neu im Deutschen Ethikrat. Im Interview erzählt er, welche Themen er dort einbringen will – und warum christliche Stimmen in den Debatten einer zunehmend unchristlichen Gesellschaft wichtig bleiben.

Interview von Andreas Lesch

Welche Akzente wollen Sie im Ethikrat setzen?

Als Moraltheologe möchte ich vor allem die Perspektive einbringen: Wie ist in der Welt von heute ein gutes, würdiges, gelingendes Leben möglich?

Welche Themen meinen Sie konkret?

Zum Beispiel fände ich es gut, sich dem Thema Fehlgeburt zu widmen. Denn dieses Thema betrifft sehr viele Menschen, aber öffentlich wird kaum darüber gesprochen. Welche Hilfsangebote gibt es bereits? Wie könnten sich Kliniken, Frauenärzte und Selbsthilfegruppen besser vernetzen? Wie können wir das Bewusstsein für das Leid der Betroffenen schärfen und das Thema enttabuisieren? Wie kann Betroffenen besser geholfen werden?

Welches Thema liegt Ihnen noch am Herzen?

Der Umgang mit psychisch erkrankten Menschen. Es ist wichtig, etwas gegen Vorurteile und das Informationsdefizit zu tun. Viele Erkrankte werden direkt oder indirekt stigmatisiert. Wenn es etwa in den Medien nach einem Anschlag heißt: „Die Person war psychisch krank“, dann ruft das sehr problematische Assoziationen hervor. Denn psychische Erkrankungen sind sehr verschieden und dürfen keinesfalls in einen Topf gewor-

Jochen Sautermeister (50) ist Professor für Moraltheologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Bonn. Er studierte Theologie, Psychologie und Philosophie und hat ein Diplom als Ehe-, Familien- und Lebensberater. Seit März 2025 ist Sautermeister Mitglied des Deutschen Ethikrats.

fen werden. Das Risiko, im Laufe des Lebens einmal psychisch zu erkranken, liegt bei mehr als 50 Prozent.

Was könnte den Erkrankten helfen?

Zum Beispiel sollte die sozialpsychiatrische Versorgung gestärkt werden. Wenn Erkrankten und Menschen in schweren Krisen früher geholfen wird, kann das die Krankheitsverläufe abmildern beziehungsweise präventiv wirken. Viele Lehramtsstudierende trauen sich zum Beispiel nicht, sich mit einer Depression oder Angsterkrankung behandeln zu lassen, weil sie – ob berechtigt oder unberechtigt – Sorge haben, dann nicht verbeamtet zu werden. Unbehandelt können sich solche Krankheiten verschlechtern. Mir ist aber auch noch ein weiteres Thema wichtig.

Welches?

Die Frage von Sicherheit und Verteidigung in der Gesellschaft und was die Bedingungen für einen gerechten Frieden sind. Wir müssen unsere Verteidigungsfähigkeit stärken, im Verbund mit Europa und der Nato. Andere, allen voran Russland unter Wladimir Putin, sollen davor abgeschreckt werden, uns anzugreifen. Aufrüstung dient dann dazu, Sicherheit und Frieden zu bewahren – auch wenn das erst mal paradox klingt. Gleichzeitig müssen wir das Signal senden: Wir haben keine feindlichen Absichten, wir wollen uns nur schützen. Glaubwürdigkeit ist wichtig, sonst droht eine Aufrüstungsspirale. Es wäre wichtig, solche Themen gesellschaftlich breit zu diskutieren.

Im Ethikrat sind Menschen mit sehr verschiedenen Weltanschauungen versammelt. Fühlen Sie sich als katholischer Theologe da in einer Außenseiterrolle?

So erlebe ich das überhaupt nicht. Im Ethikrat sind ja mehrere Theologinnen und Theologen vertreten. Die Mitglieder gehen respektvoll miteinander um. Die Sichtweisen der anderen werden respektiert. Man versucht, die jeweiligen Argumente nachzuvollziehen.

Wie zeigt sich das?

Die Diskussionen werden aufrichtig und professionell geführt. Das kann natürlich auch kontrovers sein. Mit dem, was man aus

vielen Talkshows kennt, hat das aber überhaupt nichts zu tun.

Sie müssen nicht zwangsläufig die offizielle Position der katholischen Kirche vertreten, richtig?

Ganz genau. Natürlich prägt mich mein Glaube. Wie alle Mitglieder des Ethikrats übe ich meine Aufgabe aber unabhängig aus. Wenn ich als Moraltheologe etwa für eine Beibehaltung der derzeitigen rechtlichen Regelung des Schwangerschaftsabbruchs argumentiere, dann weil meines Erachtens dafür gute Gründe sprechen und es meiner Überzeugung entspricht.

Warum bleiben in einer Gesellschaft, die immer säkularer wird, christliche Stimmen im Ethikrat wichtig?

Die christlichen Werte spielen in der Gesellschaft weiterhin eine große Rolle. Die Anerkennung der Würde aller Menschen, der Einsatz für die Freiheit und den Lebensschutz, für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung sind zentral; auch das Bewusstsein, dass wir Menschen grundsätzlich verletzbar, begrenzt und endlich sind. Wir sind aufeinander angewiesen. Der christliche Glaube lenkt den Blick vor allem auf diejenigen, die nicht gesehen werden, die am Rand sind, die keine Stimme haben. Christen sind Menschen, die hoffen und sich für eine bessere Welt engagieren. ●

ZUR SACHE

Der **Deutsche Ethikrat** hat zurzeit 24 Mitglieder, darunter die katholische Theologin Kerstin Schlögl-Flierl, die evangelischen Theologinnen Petra Bahr und Elisabeth Gräß-Schmidt sowie Josef Schuster, Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland. Vorsitzender ist der Jurist Helmut Frister.

Der Ethikrat bearbeitet **ethische, gesellschaftliche, naturwissenschaftliche, medizinische und rechtliche Fragen**. Er soll mit seinen Überlegungen die Öffentlichkeit informieren, gesellschaftliche Diskussionen fördern sowie Stellungnahmen und Empfehlungen für die Politik erarbeiten. Die Themen für seine Arbeit legt der Ethikrat selbst fest. Er kann aber auch von Bundesregierung oder Bundestag beauftragt werden, ein bestimmtes Thema zu bearbeiten.

KOMMENTAR

Lichtgestalt gesucht



„Und? Was hältst du so vom neuen Papst?“ Über diese Frage haben in den vergangenen Wochen viele gesprochen. Die Neugier auf das gerade gewählte Kirchenoberhaupt fällt besonders auf, weil die Kirche ansonsten immer mehr Menschen immer weniger interessiert. Sehr viele Gläubige und Nichtgläubige sehen sich in einer Welt voller schlechter Nachrichten also offenbar nach etwas Gutem. Sie drohen an der Bösartigkeit finsterner Staatschefs wie Wladimir Putin und Donald Trump zu verzweifeln – und suchen jemanden, der Hoffnung schenkt, Liebe predigt, Versöhnung stiftet. Eine Lichtgestalt.

In seiner ersten Ansprache hat Leo XIV. gezeigt, dass er diese Sehnsucht sieht und versteht. Er hat gesagt: „Gott liebt euch alle, und das Böse wird nicht siegen!“ Dieser simple und gerade deshalb so kraftvolle Satz hat viele Menschen gerührt und er ist von etlichen weltlichen Medien zitiert worden. Das zeigt: Die christliche Botschaft ist im Jahr 2025 modern. Sie wird in einer Welt voller Kriege und Krisen gebraucht. Und sie kommt an – wenn sie glaubwürdig vermittelt wird.

Natürlich kann das Interesse am neuen Papst die schrumpfende Kirche in Deutschland nicht retten. Aber es kann Priestern und Gemeindemitgliedern, Bischöfen und Ehrenamtlichen Mut machen zu überlegen: Was könnten wir uns von Leo abschauen? Wie könnten wir es schaffen, Menschen wieder zu begeistern? Welche Sehnsüchte könnten wir zu stillen versuchen? Antworten darauf zu finden, mag schwer sein. Aber die Fragen zu stellen, ist schon mal ein guter Anfang.

// ANDREAS LESCH
CHEF VOM DIENST ZENTRALREDAKTION

Eine Küche gegen sozialen Hunger

Tobias Emskötter leitet seit mehr als 20 Jahren die **Suppenküche** der Gemeinde St. Bonifatius. Sie befindet sich im Herzen des Hamburger Stadtteils Eimsbüttel, wo infolge von Gentrifizierung Arm und Wohlhabend aufeinanderprallen. Für sein Engagement wurde Emskötter mit der Ansgar-Medaille ausgezeichnet.

Von Matthias Schatz

Als Tobias Emskötter 1988 an den Heußweg im Hamburger Stadtteil Eimsbüttel zog, spielte Kirche im Leben des Malers und Illustrators „keine Rolle“ wie er sagt. Doch dann schenkte ihm 2002 eine Freundin zum 50. Geburtstag ein Wochenende im Benediktiner-Kloster Nütschau nahe der schleswig-holsteinischen Kreisstadt Bad Oldesloe. „Ich hatte von Anfang an das Gefühl, geführt zu werden“, bekennt der nun 72-jährige Künstler und Grafiker in seinem Atelier, an dessen Wänden vor allem Gemälde mit Tierdarstellungen, etwa einem Wal, hängen. Nach einer Bedenkzeit und einem Glaubenskurs trat er dann in die katholische Kirche ein. „Trotz manchem Ärger bleibt die Liebe zur Kirche und ich habe unterm Strich keine Alternative.“

Zur Kirche St. Bonifatius hat es Emskötter nicht weit. Sie liegt wortwörtlich um die Ecke, nur 350 Meter entfernt. Er muss nur nach ein paar Schritten rechts in die Lutterothstraße abbiegen, die alsbald zur Straße Am Weiher übergeht, wo sich neben dem Gotteshaus auch eine Schule der Gemeinde befindet. Das Glockengeläut dringt noch deutlich hörbar bis zu seiner Wohnung vor. „Der Zugang zum Glauben erfolgt aber nicht nur über die Messe und das Gebet, sondern auch sehr stark über das Gegenüber“, meint Emskötter, unter dessen Gemälden sich folgerichtig auch ein paar Portraits von Mitmenschen finden. „Insofern war die Suppenküche der Gemeinde attraktiv für mich.“ Seit 22 Jahren leitet er die Einrichtung der Gemeinde, die jeden Samstag auf ihrem Gelände und in ihren Räumen ein warmes Essen für Bedürftige ausgibt.

»Ich hatte von Anfang an das Gefühl, geführt zu werden.«

Als in den 1990er Jahren viele Flüchtlinge vom Balkan kamen, wo ein Krieg auf dem Gebiet des einstigen Jugoslawiens tobte, hatten zwei Elisabeth-Schwestern in St. Bonifatius die Idee, dort Essen auszugeben. „Damals gab es noch Essenspakete zum Mitnehmen“,

berichtet Emskötter. Dadurch sei auch viel Verpackungsmüll im angrenzenden Park „Am Weiher“ gelandet. Als eine der beiden Schwestern zu alt für die Tätigkeit geworden und die andere nach Dresden berufen worden sei, drohte die Suppenküche eingestellt zu werden. Es hätten sich aber Ehrenamtliche

der Gemeinde gefunden, die sie in anderer Form weitergeführt hätten, so Emskötter. Fortan habe es keine Essenspakete mehr gegeben, sondern Eintopf, Brot und Obst auf dem Kirchengelände. Im Winter nehmen die Gäste in der Turnhalle der Schule Platz, im Sommer steht Emskötter mit anderen Ehrenamtlichen in einem Marktwagen, für den er selbst das Logo der Suppenküche gestaltet hat, und gibt das Essen aus.

Dies Engagement ist am Schluss des Patronatsfests des Erzbistums, der Sankt-Ansgar-Woche, Anfang Februar von Erzbischof Stefan Heße mit der Verleihung der Ansgar-Medaille an Emskötter gewürdigt worden. Der Geehrte sieht die Medaille aber auch als Auszeichnung für das gesamte, etwa 30 Personen umfassende Team der Suppenküche.

ZUR PERSON

Tobias Emskötter, 72, arbeitet seit Anfang der 1980er Jahre selbstständig als Grafiker und Maler. Heute widmet er sich mehr der Malerei. Die Kirche St. Bonifatius befindet sich nahe seines Ateliers und seiner Wohnung im Hamburger Stadtteil Eimsbüttel.





Die Suppenküche in St. Bonifatius bietet Bedürftigen jeden Samstag um 12 Uhr eine warme Mahlzeit – beispielsweise Pasta, wahlweise mit Fleisch oder vegetarisch.



Fotos: Matthias Schatz

In Eimsbüttel prallen Arm und Wohlhabend mittlerweile hart aufeinander, wohnen Tür an Tür. Ursprünglich war der Stadtteil ein Arbeiterviertel. Es formte sich Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts rund um den Nivea-Hersteller Beiersdorf, der lange seine Firmenzentrale an der Unnastraße gegenüber St. Bonafatius am Rand des Parks „Am Weiher“ hatte. Ursprünglich lag das Areal am Rande Hamburgs, dessen Einwohnerzahl damals stark wuchs. Auch viele Katholiken kamen seinerzeit in die Hansestadt. Heute ist Eimsbüttel ein sehr begehrtes zentrumsnahes Wohngebiet mit vielen szenigen Kneipen. Noch als Emskötter in den Heußweg zog, waren es oftmals Studenten, Künstler wie er oder auch Geringverdiener, die dort verhältnismäßig günstigen Wohnraum suchten und fanden. Doch schon damals begann langsam eine Gentrifizierung. Neue zahlungskräftigere Mieter, die das urbane Umfeld schätzten, fluteten sukzessive den Stadtteil, weitere kauften dort Altbauwohnungen aus der Gründerzeit. „Neulich war hier eine Wohnung von 88 Quadratmetern im Angebot für eine Million Euro“, berichtet Emskötter. Wer schon lange dort wohnt,

kann sich zwar oftmals die Miete noch leisten, weil sie für ihn nicht unbeschränkt angehoben werden kann, doch die Preise in den Restaurants und Läden, von denen allerdings inzwischen viele kleine Geschäfte aufgeben mussten, sind in die Höhe geschossen. So sind es heute nicht mehr Flüchtlinge vom Balkan, sondern die alten Mieter im Rentenalter, die neben Wohnungs- und Obdachlosen auf die Suppenküche angewiesen sind.

„Wir gehen davon aus, dass die Leute, die kommen, irgendeine Form von Hunger haben. Das kann auch sozialer Hunger sein“, sagt Emskötter. Daher werde für die Suppenküche keinerlei Zugangsbeerechtigung verlangt – anders als etwa bei den Tafeln, die, um allen Bedürftigen etwas zukommen zu lassen, ihr Angebot einteilen müssen. Viele Gäste würden sich zur Suppenküche verabreden. „Es gibt da so etwas

*» Es gibt hier
so etwas wie
Stammtische. «*

wie Stammtische.“ Er wolle gar nicht immer ein großes Fest machen, sagt Emskötter gegen Schluss des Gesprächs auf einem Schemel vor seiner Staffelei sitzend. „Das ist auch viel Arbeit und noch herausfordernder ist es, sie jeden Samstag zu machen. Aber ich habe immer noch Lust dazu.“ ●

Ihre Liebe macht sie stark

Yolette Etienne hilft auf Haiti Menschen, die vor der brutalen Bandengewalt fliehen. Durch ihre Arbeit für Malteser International bringt sie sich selbst in Gefahr. Doch sie hofft, dass ihr Land irgendwann wieder zur Ruhe kommt.

Von Kerstin Ostendorf

Für einen Moment stockt Yolette Etienne die Stimme. Der Frau, die sonst ruhig und klar von ihrer Arbeit für Malteser International auf Haiti erzählt, kommen die Tränen, als sie von einem Angriff von Banden auf die Stadt Kenscoff berichtet. Ende Januar umzingelten sie den Ort in der Nähe der Hauptstadt Port-au-Prince. Mehrere Tage zogen sie durch die Straßen, schossen um sich, legten Feuer. „Ein zwei Jahre altes Baby verbrannte in den Flammen“, sagt Etienne.

Bei dem Angriff auf Kenscoff starben 50 Menschen, Hunderte wurden aus ihren Häusern vertrieben. Es ist eines von vielen Beispielen für die Gewalt und das Leid auf Haiti. Seit der Ermordung des Präsidenten Jovenel Moise im Jahr 2021 gewinnen Banden an Macht. Mehr als 200 gewalttätige Gruppen konkurrieren landesweit um Einfluss, Geld und Ressourcen. Mittlerweile wird die Hauptstadt Port-au-Prince zu 85 Prozent von ihnen kontrolliert. Eine funktionierende Regierung, eine zuverlässige Polizei, ein organisiertes Gesundheitssystem – all das gibt es in Haiti nicht.

Etienne ist Haitianerin und arbeitet seit 2010 als Programmkoordinatorin für Malteser International. Sie ist täglich mit Gewalt konfrontiert, sieht die Armut und das Leid der Menschen, erlebt den Niedergang ihres Heimatlandes hautnah. Und bleibt trotzdem. „Ich liebe dieses Land. Es ist meine Heimat, mit wunderbaren, guten und mutigen Menschen. Für mich wäre es eine Schande, zu gehen“, sagt sie. „Ich gebe mein Bestes, um hier zu überleben und mich und meine Mitarbeiter zu schützen, damit wir den Menschen helfen können.“

Malteser International engagiert sich in Haiti vor allem auf dem Land. Denn die Menschen fliehen aus der Hauptstadt und suchen in den Dörfern Schutz. „Wir dachten, 2024 sei ein schlimmes Jahr gewesen, aber 2025 wird noch schlimmer“, sagt Etienne. Eine Million Menschen sind in Haiti auf der Flucht, für dieses Jahr sollten laut Prognosen weitere 500 000 Flüchtlinge hinzukommen. Doch die Zahl sei bereits Ende Februar erreicht worden, sagt Etienne. Die

*»Ich hoffe,
die Menschen beten
für uns in Haiti.«*



Sie bedrohen Haiti: randalierende Menschen in der Hauptstadt Port-au-Prince

Geflüchteten haben keine Unterkunft und kein Einkommen. Einige kommen bei Angehörigen unter.

Die Hilfsorganisation unterstützt in Haiti fünf Gesundheitszentren sowie Projekte zum Gemüse- und Obstanbau, zur Schaf- oder Ziegenzucht und sie unterstützt bedürftige Menschen mit Bargeld als Nothilfe. Sie ist vor allem in der Region Nippes aktiv und möchte den Menschen dort helfen, ein eigenständiges Leben aufzubauen. Doch Etienne beobachtet, dass viele unterernährte Kinder in die Gesundheitsstationen kommen. „Die Ernährungslage wird immer schlechter“, sagt sie. Wirbelstürme, Dürren und Starkregen zerstören Ernten und die Erträge reichen nicht, um die Menschen auf dem Land ausreichend zu versorgen.

Dem Hilfswerk fehlen Spenden, um die eigenen Projekte auszuweiten. Auch die Arbeit im Slumgebiet Cite Soleil in der Hauptstadt

BRIEF AUS ...

Wenn Kinder staunen



Stellen Sie sich vor: Eineinhalb Stunden war ich mit 30 Erstkommunionkindern in der Kirche – und keiner wollte früher gehen! Ein ungläubiger Blick war die Reaktion eines Bekannten, dem ich das erzählte. Aber es war wirklich so: Ich war eingeladen, den Kindern und ihren Eltern die Messe zu erklären. Dazu hatte ich einen Priester gebeten, die Feier schlicht zu halten, Kreuzzeichen, Lieder, alle Lesungen, Gebete – und ich habe Schritt für Schritt mit den Kindern entdeckt, was da geschieht.

Wir standen zu Beginn draußen vor dem großen Portal. Drei Kinder brauchte es, um es zu öffnen. Allein geht es nicht. Und ich sagte: Jesus ist die Tür. Nur gemeinsam, nur mit Vertrauen, mit Kraft und Liebe kann man durch ihn hindurchgehen. Die Kinder gingen hinein – und blieben stehen. Staunend.

So groß dieser Raum! Ein Saal für die Begegnung mit Gott. Drei Minuten natürliche Stille.

Dann haben wir alles entdeckt, was sonst

»Dann haben wir alles entdeckt.«

so selbstverständlich ist: Warum wir stehen. Warum wir knien. Wie wir hören – alle hielten die Hände hinter den Ohren, aufmerksam lauschen. Wie wir singen. Wie wir beten. Warum wir die Hände falten. Finden Sie doch auch Glaubende, die Ihnen so die Messe erklären. Damit Sie lebendig alles mitvollziehen können. Nicht, weil der Priester es besonders gut macht. Sondern, weil Sie aktiv mitmachen. Antworten. Ewigkeit tanken wollen.

// BRUDER PAULUS TERWITTE
KAPUZINER IM KLOSTER
ST. ANTON IN MÜNCHEN

Sie kämpfen für Haiti: Yolette Etienne (links) und eine Helferin im Gesundheitszentrum der Malteser

Foto: Malteser International



Foto: Malteser International

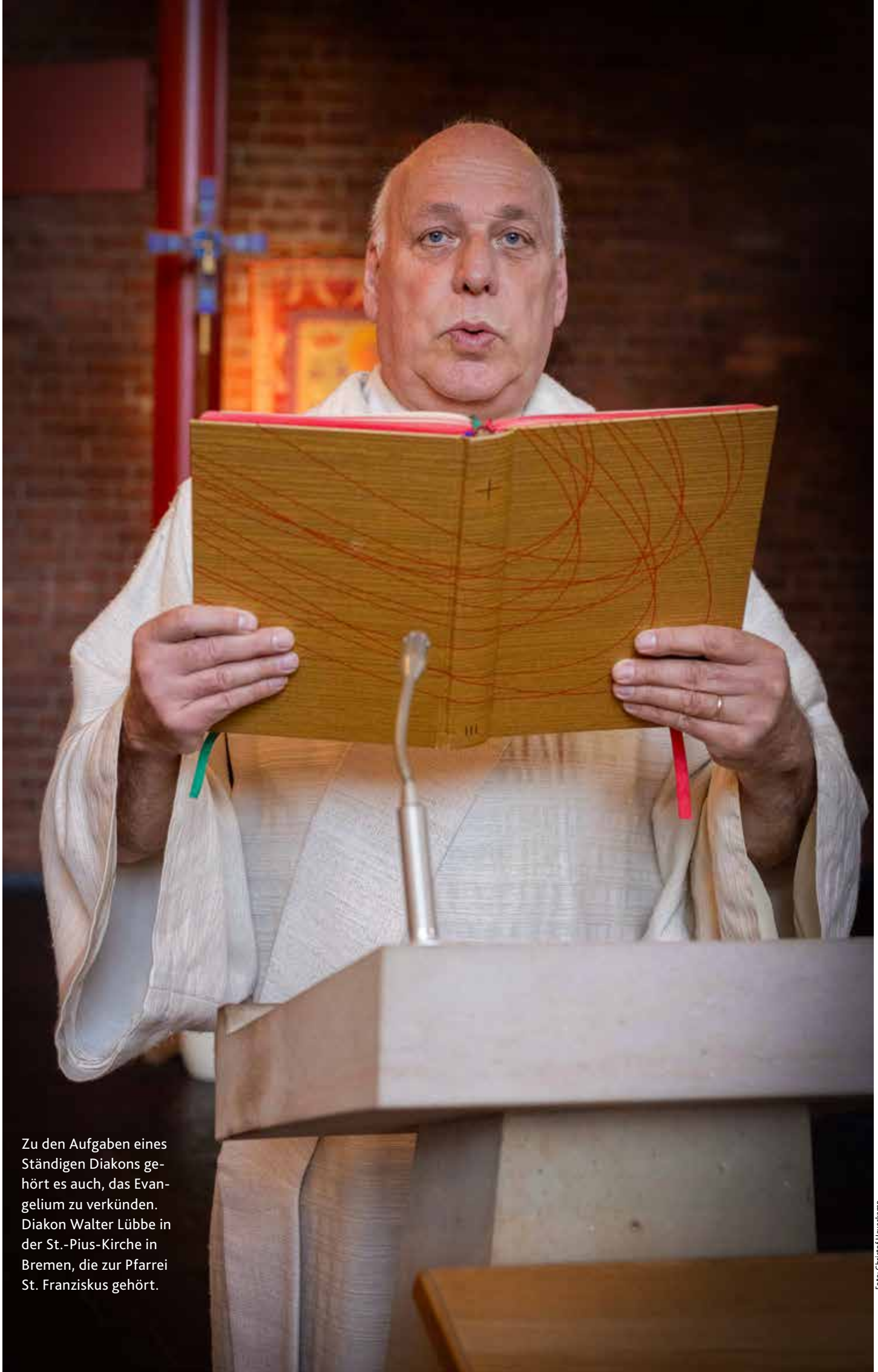
mussten die Malteser im vergangenen Jahr einstellen. Zum einen fehlte das Geld, vor allem aber wurde die Arbeit zu gefährlich. Denn die Banden agieren unberechenbar. „Sie töten und zerstören wahllos“, sagt Etienne. „Sie sagen, sie seien an der Seite der Armen, aber sie zerstören deren Viertel. Zuletzt ein Krankenhaus, das vor allem arme Menschen behandelt hat. Und in einer Armenschule wurde ein Junge in seinem Klassenraum tödlich von einer Kugel getroffen. Jeder kann zu jeder Zeit den Banden zum Opfer fallen.“

Sie fährt mit dem Motorrad statt mit dem Auto

Dennoch lebt und arbeitet Etienne in Port-au-Prince. Sie betreut mit ihren acht Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern das Landesbüro und koordiniert die Projekte und die Verteilung der Hilfsgüter. In der Stadt versucht sie, sich zu schützen, so gut es geht. „Wenn wir hören, dass Banden in der Nachbarschaft aktiv sind, bleiben wir in unseren Häusern“, sagt Etienne. Sie fährt nie mit dem Auto, sondern nutzt ihr Motorrad – um Anschlägen besser entkommen zu können.

Mit ihren Projekten kratzen die Helfer an der Macht der Banden. Diese ködern Kinder und Jugendliche mit Mahlzeiten und Spielen. „Wir aber wollen die Eltern unterstützen, ihre Kinder gut zu ernähren und zur Schule zu schicken“, sagt Etienne. „Den Jugendlichen sagen wir: Du wirst bei der Gang nicht lange leben.“ Auch katholische Priester und Bischöfe versuchen so, den Einfluss der Banden zu beschneiden. „Aber das ist gefährlich. Wer laut etwas sagt, wird zum Ziel“, sagt Etienne.

Trotz der katastrophalen Lage hat sie die Hoffnung noch nicht aufgegeben. „Ich bin Realistin, aber auch Optimistin“, sagt sie und lacht. „Es macht mich traurig, zu sehen, was wir uns gegenseitig antun. Aber so kann es nicht ewig weitergehen. Ich bin mir sicher, mein Land wird das eines Tages hinter sich lassen.“ Yolette Etienne bittet um weltweite Solidarität: „Ich sehe nicht nur das Schicksal meines Landes. Ich weiß, was in Syrien los ist und in Gaza. Ich bete für die Menschen dort. Und ich hoffe, die Menschen beten auch für uns in Haiti.“



Zu den Aufgaben eines Ständigen Diakons gehört es auch, das Evangelium zu verkünden. Diakon Walter Lübke in der St.-Pius-Kirche in Bremen, die zur Pfarrei St. Franziskus gehört.

Kirche noch einmal neu kennenlernen

Die Familienväter standen voll im Berufsleben, als sie **Neues** wagten: Walter Lübbe und Werner Heitmann sind **Diakone im Zivilberuf**. Vor **50 Jahren** wurden im Bistum Osnabrück, zu dem auch Hamburg gehörte, die ersten **Ständigen Diakone** geweiht.

Von Anja Sabel und Matthias Schatz

Walter Lübbe ist keiner, der den Leuten nach dem Mund redet. Seine Direktheit, das weiß er, kommt nicht immer gut an. Aber er ist überzeugt: „Manchmal hilft nur die Wahrheit.“ Wie zum Beispiel bei einer Trauerfeier, die er übernehmen sollte. Die Bestatterin informierte ihn vorab, dass es schnell gehen müsse, so wünschten sich das die Angehörigen: ein kurzer Gang von der Kirche zum Grab, das Einsenken der Urne und dann Schluss. Er dürfe zwar ein paar Worte sagen, aber möglichst wenig von Gott.

Der Diakon war verblüfft und rief den Sohn des Verstorbenen an. Der rechtfertigte sich: Mit der Kirche habe er nichts mehr am Hut, die Trauerfeier sei der Wunsch seines Vaters gewesen. Lübbe meldete sich dennoch zum Hausbesuch an und wies darauf hin, dass er auf dem Friedhof als katholischer Diakon in einem Gewand erscheinen werde. Und dass sich für ihn in Gott eine Hoffnung ergibt: Der Tod ist nicht das Letzte, sondern Gott verheißt jedem ein ewiges Leben.

„Ich mache aus einer Hochzeit keine Hollywoodveranstaltung“

Vielleicht war es das Wort Hoffnung, das einen Nerv traf; plötzlich schwenkte der Mann um und es sprudelte aus ihm heraus. Er und seine Frau sprachen über den Verstorbenen und über ihr eigenes Leben. Nach einer dreiviertel Stunde war eine schlichte und einfache Feier vorbereitet. Beginnen sollte sie in der Kirche – mit einem Text aus dem Evangelium, einer Predigt und einem Totengedenken. Zwischendurch sollte sogar Musik gespielt werden. Dazu wollte der Sohn extra Lieblingsstücke seines Vaters heraussuchen.

Walter Lübbe, 63 Jahre alt, pensionierter Polizeibeamter, verheiratet, Vater von drei erwachsenen Kin-

dern und einem Pflegekind, ist Diakon im Zivilberuf. Und das leidenschaftlich gern, seit 21 Jahren. Er sagt: „Für mich ist es mit das Kostbarste, Menschen mit Gott in Berührung zu bringen.“ Das nimmt er ernst und lehnt so manchen Wunsch ab. Ein Brautpaar beispielsweise wollte bei der Trauung nur Lobeshymnen hören. Lübbe schüttelt den Kopf. „Das ist doch nicht realistisch, jeder Mensch hat auch seine Macken und Schattenseiten. Ich mache aus einer Hochzeit keine Hollywoodveranstaltung.“

Seinen eigenen Glauben prägte unter anderem ein Jugendkaplan. „Er hat etwas in mir entzündet, das ich unbedingt weiterleben und weitergeben wollte.“ Für das Amt des Ständigen Diakons aber brauchte es Anstöße von außen. Zunächst von einem Studenten in seinem damaligen Bibelkreis; Jahre später, da war er längst aktiv in der Pfarrei St. Franziskus, machten ihm Gemeindeglieder Mut. Lübbe begann ein Fernstudium und die Ausbildung zum Diakon. 2004 wurde er geweiht. Seinen beiden Mitstreitern aus dem Bistum Osnabrück ist er bis heute freundschaftlich verbunden. Eine gemeinsame Fahrt führte sie nach Rom. „Eine der ersten Messen, in denen wir assistier-

HINTERGRUND

Das Wort Diakon leitet sich ab vom Griechischen „**diakonos**“ und bedeutet **Diener oder Helfer**. Ein Diakon wendet sich den Menschen zu, die Hilfe brauchen. Er macht den unmittelbaren Zusammenhang zwischen Gottes- und Nächstenliebe sichtbar. **Seit 1968** können Männer, auch verheiratete, zu **Ständigen Diakonen** geweiht werden. Sie streben kein Priesteramt an, sondern arbeiten als hauptamtliche Seelsorger oder in einem Zivilberuf. Unter anderem spenden sie die Taufe, leiten kirchliche Begräbnisfeiern, assistieren bei Trauungen, feiern Wortgottesdienste und bringen die Krankenkommunion. Im Bistum Osnabrück gibt es zurzeit 84 Ständige Diakone, im Erzbistum Hamburg sind es 63 und im Bistum Hildesheim 91.



Diakon Werner Heitmann vor dem Malteserstift St. Elisabeth in Hamburg

ten, haben wir in den Katakomben Roms gefeiert“, sagt Lübke. „So etwas vergisst man nicht.“

In seiner Bremer Pfarrei achtet Lübke vor allem auf Menschen, die in Not sind. Er hört zu, hilft mal ganz praktisch, mal nimmt er Anliegen mit ins Gebet. Seine Aufgaben sind vielfältig. Er tauft, beerdigt, assistiert bei Trauungen, verkündet das Evangelium, bringt die Krankenkommunion. Jahrelang hat er Gottesdienste mit Demenzerkrankten gefeiert, und nach wie vor begeistert ihn die Jugendarbeit. Auch, weil er Geschichten wie diese erlebt: Mit Firmlingen fuhr er nach Lage, einem Wallfahrtsort nördlich von Osnabrück. In der Gruppe war ein Mädchen, dessen Opa im Sterben lag. Spontan beschlossen die Jugendlichen, eine leichtere Version des 135 Kilogramm schweren Lager Kreuzes zu schultern und um die Kirche zu tragen – für den Opa. „Ein geschenkter Moment aus der Situation heraus“, so etwas könne man nicht verordnen, sagt Lübke und spricht von einer Gotteserfahrung. „Das Mädchen erinnert sich bis heute daran.“

Walter Lübke ist jetzt im Ruhestand – als Polizist, nicht als Diakon. Sich mit anderen auszutauschen, den Glauben zu vertiefen, das ist ihm besonders wichtig. „Unser Fundament muss sichtbar sein, damit dürfen wir protzen.“ Allerdings lasse das Interesse nach, und es werde immer schwieriger, Ehrenamtliche für die Katechese zu finden. „Viele wollen sich nicht langfristig binden“, bedauert er.

Wie kam sein Diakonamt eigentlich bei den Kollegen der Schutzpolizei an? Er lacht. „Die wussten, dass ich

in der Kirche aktiv bin, da gab es in der Gruppe immer mal wieder einen lockeren Spruch: ‚Ach, da kommt ja der Papst!‘ Aber wenn wir zum Beispiel zu zweit auf Streife waren, haben mir Kollegen ihre innersten Sorgen anvertraut, Dinge, die sie sonst keinem erzählt haben.“ Polizei und Diakon, das passe, findet Lübke. Auch Polizisten kümmern sich um Menschen am Rand der Gesellschaft, sind Erstversorger, bringen Obdachlose ins Krankenhaus. „Da habe ich oft gesagt: Ihr macht im Grunde genommen nichts anderes als wir Diakone.“

Werner Heitmann schwärmt: „Die theologische Ausbildung durch das Erzbistum Hamburg am St.-Marien-Dom war super.“ Weil sie nicht nur eine theologische Ausbildung, sondern auch ein sozialdiakonisches Praktikum umfasst habe. Dieses führte den heute 63-Jährigen sechs Monate lang für drei Stunden pro Woche gleich an seinen derzeitigen Wirkungsort: das Malteserstift St. Elisabeth (Eli) im Hamburger Stadtteil Farmsen. Es befindet sich auf dem Gebiet der Pfarrei Seliger Johannes Prassek im Nordosten Hamburgs, auf dem gleichen Areal wie eine katholische Grundschule und die Gemeindekirche Heilig Geist. Von den rund 200 Bewohnern ist etwa die Hälfte in vollstationärer Pflege, die andere Hälfte lebt in Appartements mit betreutem Wohnen.

In besagtem Praktikum baute Heitmann, der auch passionierter Hobby-Tischler ist, ab November 2013 eine Holzwerkstatt auf. Dort fertigt er mit Bewohnern unter anderem handtellergroße Engelsfiguren. Sie können beispielsweise Sterbenden in die Hände gelegt werden und werden bei Trauerfeiern eingesetzt. „Die Themen Tod und Verlust sind mein Feld“, sagt Werner Heitmann. Vor seiner Ausbildung habe er „gar nicht gewusst, dass ich das kann“. Allein in dieser Woche habe er zwei Trauerfeiern gehabt.

Heitmann versucht, einprägsame Bilder zu schaffen. Auch mit den Engeln. Dabei kommen ihm die Erfahrungen aus seinem Zivilberuf zugute, den er bis vor gut zwei Jahren ausübte. Er war für das Marketing in Zentraleuropa verantwortlich, in einem Lübecker Konzern, der Produkte für die Medizin- und Sicherheitstechnik herstellt. Im Marketing will man Menschen zu etwas bewegen, etwas in ihnen auslösen. Darauf versteht sich Heitmann auch als Diakon. Er initiierte unter anderem einen Förderverein für das Eli, der inzwischen mehr als 200 000 Euro an Spenden erzielt hat. „In meinem Zivilberuf habe ich auch gelernt, wie man mit Zahlen umgeht und wie man große Projekte steuert, bei denen Konflikte nicht ausbleiben.“ Bei den Maltesern habe er

*»Kollegen haben
mir ihre Sorgen
anvertraut.«*

NACHGEFRAGT

Diakone: „Ein glaubwürdiges Gesicht von Kirche“

Konflikte mitbekommen und deren Lösung bis hinauf zur Geschäftsführung in Köln mit beeinflussen können.

Dabei sah es lange nicht danach aus, dass Heitmann seelsorgerisch tätig werden würde. Er war sogar zeitweise aus der katholischen Kirche ausgetreten, was zur Folge hatte, dass seine Diakonweihe vor neun Jahren extra von Rom genehmigt werden musste. Der Wandel kam, als er von einer Position in Kaiserslautern zurück nach Hamburg zu seiner Familie zog, mit der er seitdem nur ein paar Kilometer entfernt vom Eli wohnt, und fortan im nahen Lübeck arbeitete. Er engagierte sich in der Gemeinde St. Bernard im Hamburger Stadtteil Poppenbüttel unter anderem als Lektor und organisierte Veranstaltungen zur „Nacht der Kirchen“ mit. „Da habe ich Kirche neu kennengelernt und mir gesagt: Es muss noch mehr geben als das, was ich gemacht habe.“ Werner Heitmann begann, sich mit dem Thema Diakon näher zu beschäftigen.

Springen zwischen Zivilberuf und Diakon

Und er wollte herausfinden, ob es sich „um eine Berufung handelt oder nur um einen frommen Wunsch, der nach ein paar Monaten wieder verflogen ist“. Es folgten drei Jahre, in denen Heitmann von Bruder Elijah im Kloster Nütschau bei Bad Oldesloe und seiner Tante Elisabeth, die in einem Kloster bei Leipzig lebte, begleitet wurde. Dann begann seine Ausbildung, zu der auch ein Fernstudium der Theologie in Würzburg zählte.

„Es war schon schwierig, das mit der Familie und der Tätigkeit als Marketingleiter zu vereinbaren.“ Doch das Springen zwischen Zivilberuf und Diakon hat ihm auch verschiedene Einblicke gewährt. „Dann kam der glückliche Umstand, dass im Konzern Aufgaben zentralisiert wurden.“ Es sollte nur noch einen statt zwei Marketingleiter für Zentraleuropa geben. Heitmann überließ die Stelle seinem Kollegen, weil er mehr Zeit für sein Diakon haben wollte. Später, mit 61, nutzte er noch eine Regelung des Konzerns zur Altersteilzeit. Seitdem ist er wie ein hauptamtlicher Diakon tätig, allerdings ehrenamtlich.

Bis zur Corona-Pandemie war Heitmann auch in St. Bernard tätig. Jetzt feiert er Sonntagsgottesdienste nur noch in der Kapelle des Eli, mit 30 bis 40 Bewohnern. Anfangs an zwei verschiedenen Orten zu wirken, habe ihm große Sorgen bereitet. „Wer seelsorgerisch tätig ist, muss an einer Stelle arbeiten.“ Die Diakone sollten da sein, wo die Menschen sind, am Altar wie am Bett, dann seien sie authentisch und die Dinge ergänzten sich. Gottesdienste und Diakon am Menschen an einem Ort sind für Heitmann „keine Arbeit mehr, sondern Leben – so, wie ich mir christliches Leben immer vorgestellt habe“.

Was macht einen guten Ständigen Diakon aus?

Dass er nah bei den Menschen ist. Das Interessante an diesem Dienst ist ja, dass die Ständigen Diakone ihn mit ihrem Zivilberuf, ihrer Ehe und ihrer Familie verbinden. Im II. Vatikanische Konzil wird der Diakon als ein „für die Kirche im höchsten Maße lebensnotwendiges Amt“ bezeichnet. Für mich wird darin deutlich, was den Diakon ausmacht: Sich dem Leben zuwenden.

Welche Bedeutung hat das Amt?

Diakone sind ein glaubwürdiges Gesicht von Kirche. Sie wirken diakonisch am Leben und für das Leben der Menschen an Orten, wo Menschen Unterstützung benötigen. Dieser Dienst, der in der Öffentlichkeit oft gar nicht so präsent ist, ist in Zeiten, wo die Kirche um Glaubwürdigkeit an so vielen Stellen ringt, besonders wichtig.

Gibt es Nachwuchs?

Wir haben derzeit zwei Männer in der Ausbildung und einen Bewerber für den neuen Kurs, der im Juni beginnt. Anfragen gibt es häufiger, aber nicht jeder entscheidet sich schließlich für diesen Weg oder ist

dafür geeignet. Früher waren es meistens etwa fünf Bewerber pro Kurs. Um den Männern trotzdem



ZUR PERSON

Liturgiewissenschaftlerin Lisa Kühn ist Ausbildungsleiterin für die Ständigen Diakone im Bistum Osnabrück

eine Ausbildung in einer Gruppe zu ermöglichen, arbeiten wir mittlerweile bistumsübergreifend.

Gibt es für den Einstieg eine Altersbegrenzung?

Im Bistum Osnabrück ist es so, dass ein Diakon bei der Weihe mindestens 35 und höchstens 55 Jahre alt sein darf. Im Durchschnitt sind die Weikandidaten etwa 40 Jahre alt. Das Amt hat ja seine Stärke darin, es zwischen Berufsleben, Familie und kirchlichem Dienst zu leben. Die Anforderungen in der etwa vierjährigen Ausbildung sind hoch.

Frauen könnten das Amt sehr bereichern ...

Die Notwendigkeit für den Diakon der Frau hängt nicht von den geringer werden Zahlen der Männer ab. Er ist notwendig, weil damit die Berufung von Frauen anerkannt wird. Es gibt Frauen, die dazu berufen sind, Diakonin zu sein, und es ist sehr schade, dass sie nicht die Weihe zur Diakonin erhalten können. Das Durchhaltevermögen dieser Frauen ist bewundernswert.

Was wünschen Sie dem Diakon?

Es ist wichtig, realitätsnah auszubilden und das Profil des Ständigen Diakonats immer wieder zu stärken und anzupassen. Die Diakone sollen ihren wertvollen Dienst gut in der Herausforderung zwischen Zivilberuf und diakonischem Amt gestalten können. Das ist in Zeiten, in denen ein Dienst in der Kirche herausfordernd sein kann, nicht immer einfach.

INTERVIEW: ASTRID FLEUTE

Einsamkeit im Rampenlicht

Das Gefühl der **Einsamkeit** oder des **Alleinseins** begleitet viele Menschen. Positiv wie negativ. Eine **Theatergruppe aus Osnabrück** nimmt die **vielfältigen Facetten** und den individuellen Umgang damit aufs Korn – und lädt zum **Austausch** ein. Denn: Nicht immer ist Einsamkeit schlecht.

Von Astrid Fleute

Andächtig rührt Frau Teigsen in ihrer Schüssel. Sie spricht zu sich selbst: „Ich hecke heute ein nützliches Brot aus.“ Das macht die Seniorin oft. Vor allem, wenn sie einsam ist. Sie backt ein Brot, schneidet es in Scheiben, friert es ein. So habe sie immer etwas im Haus, betont sie – falls einmal Besuch kommt. Sie rührt, spricht und tanzt mit ihrer Schüssel über die Bühne. Produktiv sein, das ist ihr Rezept gegen die erdrückende Einsamkeit. Sie nennt es „nützliche Dinge aushecken“.

Eigene Erlebnisse prägen die Rollen

Frau Teigsen ist eine von sechs Protagonisten im Theaterstück „Alleinsamkeiten“ einer freien Schauspielgruppe aus Osnabrück. Das Stück ist kein Regie-Theater mit fertigem Konzept. Die Schauspieler haben den Inhalt gemeinsam entwickelt, ihre eigenen Gedanken und Erlebnisse, sich selbst in ihre Rollen mit eingebracht. So entstand die brotbackende Frau Teigsen, gespielt von Dagmar Dethlefsen. Weiter gibt es Herrn Tassmacher, der immer eine Tasse Kaffee gegen seine Antriebslosigkeit trinkt, Frau Pflanz, die es liebt, ihre Blumen zu gießen und davon träumt, selbst blühen zu können, Frau Schreiber, die gestresst und einsam im Homeoffice

„An einem Tag der Einsamkeit lassen sich gar nützliche Dinge aushecken“ – so erklärt Frau Teigsen (Dagmar Dethlefsen) ihre Strategie gegen das Alleinsein.

arbeitet und lieber rausgehen würde, Frau von Büchen, die frustriert mit einem Buch allein im Restaurant sitzt – und Herrn Müßig, der im Gegensatz zu allen anderen das Alleinsein liebt.

Wenn das Licht die Bühne erhellt, beginnen Szenen aus dem alltäglichen Leben mit berührenden Dialogen und Monologen von Menschen, die einsam sind – jeder auf seine Art. Regisseurin Annelie Möller greift mit ihrem Theaterstück, das ihr Abschlussprojekt in der Ausbildung zur Theaterpädagogin ist, ein aktuelles Thema auf. Die Idee hierzu kam der jungen Frau im Fitnessstudio, wo sie beobachtete: „Die Leute trainieren hier nebeneinander, jeder ist für sich und mit sich, hat Musik im Ohr. Es ist wenig Austausch da.“ Sie sagt: „Einsamkeit betrifft alle Generationen. Es gibt auch in meinem Umfeld Menschen, die tagsüber allein im Homeoffice sitzen und danach noch allein zum Sport gehen.“

Annelie Möller suchte Schauspielfreudige. Und es meldete sich eine bunte Mischung von Menschen aller Generationen. Mit der Regisseurin setzten sie sich mit dem Thema auseinander – inhaltlich und schauspielerisch. So lauteten Übungen und Aufgaben: „Wie fühle ich mich, wenn ich einsam bin? Und welche Handlung verbinde ich mit diesem Gefühl?“ Alle suchten sich ein Requisit – und schrieben ihre Monologe. „Die Texte sind wunderschön. Ich war ganz platt“, erzählt Annelie Möller begeistert und blickt stolz auf das Ergebnis.

Entstanden ist ein Theaterstück, das berührt und das erforscht – den Unterschied zwischen Alleinsein und Einsam sein, den Spagat zwischen Einsamkeit

ZUR SACHE

Die Theateraufführung „Alleinsamkeiten“ kann gebucht werden. Interessierte Gemeinden oder Gruppen können sich melden bei der Regisseurin Annelie Moeller. E-Mail: annelie-moeller@t-online.de





Wer allein ist, muss sich ständig gute Ratschläge anhören (li.). Aber auch Gemeinschaft (re.) kann zu eng werden – das zeigt die Theatertruppe, hier bei einer Aufführung vor Mitgliedern der Caritaskonferenzen.

Fotos: Thomas Osterfeld

und Gemeinschaft. Die Bühne ist spärlich bestückt, es gibt kaum Requisiten, die Schauspieler sind das Wesentliche. Und sie alle fragen sich: Ist Einsamkeit eigentlich immer etwas Schlechtes oder Unerträgliches? Tut es nicht gut, auch mal allein etwas auszuhecken? Und wie kann ich daran wachsen?

Frau Teigsen betritt die Bühne, schaut durchs Publikum, sagt: „Ich kenne die Einsamkeit. Ich habe sie mehrfach erlebt und gelernt, damit umzugehen.“ Sie beginnt mit dem Backen. Zunächst freudig, dann jedoch quält sie der Gedanke an die Zukunft, wenn die Freunde sterben, die Familie fremder wird, niemand mehr ihr Brot isst: „Was hecke ich dann aus?“, fragt sie. Herr Müßig rät: „Wer so viel ausheckt, kann schnell hektisch werden. Du darfst auch einfach mal nichts tun.“

„Viele Menschen meinen, wer einsam ist, mit dem stimmt was nicht“

Diese Wechselwirkung von Nähe und Distanz, von Leiden und Genießen greifen die Schauspieler mit alltäglichen Situationen auf. Sie vermitteln: Nicht immer ist Einsamkeit schlecht, nicht immer tut Gemeinschaft gut. Ina von Häfen (Frau von Büchen) sagt: „Auch in Gemeinschaft kann man einsam sein, es muss schon passen. Viele Menschen meinen, wer einsam sei, mit dem stimme was nicht.“ Dem wolle sie widersprechen. „Man kann nicht immer positiv denken“, ergänzt Viktoria Krents (Frau Pflanz). Und Alexander Wladarsch (Herr Müßig) betont: „Alleinsein ist die Zeit, die ich mit mir ganz allein verbringen darf. Die Zeit, über die ich niemandem gegenüber Rechenschaft ablegen muss.“

*»Alleinsein ist die Zeit,
die ich mit mir allein
verbringen darf.«*

So entwickelt das Stück seine eigene Dynamik: Beim Brotbacken, Kaffeetrinken, Pflanzen und Gießen, im Restaurant oder bei der Arbeit sehnen sich die Protagonisten nach Gesellschaft und Gemeinschaft. Ihre Einsamkeit führt sie zusammen. Sie feiern überglücklich, merken dann aber, dass Gemeinschaft auch erdrücken, Alleinsein auch befreiend sein kann.

Die Regisseurin erklärt: „Wir wollen uns nicht auf eine Aussage über Einsamkeit festlegen.“ Facettenreich sollten die Zuschauer die Erfahrung machen, dass Menschen aller Generationen dieses Gefühl kennen, positiv wie negativ. Sie betont: „Wir wollen die Einsamkeit mit unserem Stück ins Rampenlicht holen.“ Das Thema sei angstbehaftet, niemand rede gern darüber. Annelie Möller möchte mit ihrer Schauspieltruppe eine Plattform bieten, ein späterer Austausch ist jedes Mal fester Bestandteil einer Aufführung.

Die Theaterpädagogin meint: „Es ist doch schön, wenn man Momente, in denen man allein ist, schätzen lernen kann. Einsamkeit ist etwas Alltägliches, was nicht tabuisiert werden sollte. Auch wer gut vernetzt ist, kennt diese Momente.“ Sie spricht auch aus eigener Erfahrung: „Ich gehe gern allein ins Kino, allein zum Tanzen, das bedeutet für mich Unabhängigkeit“, sagt sie. Dabei komme es entscheidend auf das Gefühl an: „Will ich das oder finde ich nur niemanden?“

Diese Errungenschaft vermittelt das Theaterprojekt. Und am Ende steht die Erkenntnis, die Dagmar Dethlefsen treffend formuliert: „Gemeinschaft und Einsamkeit. Beides gehört zusammen. Beides hat seinen Wert. Diese Gegensätze machen das Leben aus.“ ●

Artikel auf unserer Homepage

Jeden Donnerstag um 12 Uhr: Was uns diese Woche bewegt. Redaktionsmitglieder erzählen
<https://aussicht.online/tag/was-uns-bewegt>

Auf Pilgertour: Am 25. Mai findet die Familienwallfahrt nach Wietmarschen statt

Platt inne Kärke: Emsländischer Arbeitskreis erzählt Geschichten zum Thema Grenzen

www.kirchenbote.de

Teckentrup gestorben

Klaus Teckentrup, zuletzt als Ruhestandsgeistlicher Subdiar in Belm, ist im Alter von 83 Jahren gestorben. Er stammte aus Hamburg und wurde 1975 in Osnabrück zum Priester geweiht; zuvor hatte er eine Ausbildung zum Versicherungskaufmann absolviert. Als Kaplan war er in Osnabrück und Ankum eingesetzt, als Pfarrer war er in Hamburg-Eimsbüttel und Quakenbrück tätig. Einen großen Moment hatte er 1987: Damals spielte er in einer Folge der „Schwarzwaldklinik“ einen Pfarrer, der ein Kind tauft.



Ordensjubiläen

Im Mutterhaus der Franziskanerinnen in Thuine haben acht Schwestern diamantenes bzw. goldenes Ordensjubiläum gefeiert. Die Jubilarinnen sind Sr. M. Antonie Hespung (50/3.v.l.), Sr. M. Irmgild Krallmann (60), Sr. M. Berarde Keiser (60), Sr. M. Gaudentia Lüttel (60), Sr. M. Ingeburga Brand-Kruth (60), Sr. M. Wereburga Edelmeier (60), Sr. M. Gabriela Koop (60) und Sr. M. Engratia Brinkmann (50). Den Gottesdienst zelebrierte der emeritierte Bischof Bode.

Priesterweihe

Torsten Pastor, derzeit als Diakon in Haren tätig, wird am Samstag, 7. Juni, im Osnabrücker Dom zum Priester geweiht. Die Messe beginnt um 9.30 Uhr und wird auch im Livestream übertragen (bistum-osnabrueck.de/live-gottesdienste/). Die Primiz ist am Pfingstsonntag um 10.30 Uhr in der Harener St.-Martinus-Kirche. (kb)

Neuer Professor

Michael Hölscher, aus Georgsmarienhütte stammender Theologe, wurde mit Wirkung vom 5. Mai zum Professor für Exegese des Neuen Testaments an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum ernannt. Er folgt auf **Thomas Söding**, den er zuletzt bereits vertreten hatte. (kb)

Bitte beachten Sie die Beilage des Hilfswerks Renovabis.

Ernennungen und Versetzungen

Bernhard Horstmann, Pfarrer der Gemeinden Wallenhorst, Hollage und Rulle, wechselt zum 15. Oktober in die Auslandsseelsorge und geht nach Sydney. Ein Nachfolger für ihn steht noch nicht fest.

Benedikt Kisters, derzeit Leiter des Fachbereichs Jugendpastoral im Generalvikariat, wechselt zum 1. September als pastoraler Mitarbeiter in die Pfarreiengemeinschaft Wallenhorst, Hollage und Rulle.

Gisela Eiken-Fabian scheidet zum 1. Juli als Seelsorgerin in den Einrichtungen der St. Elisabeth Pflege in Osnabrück aus. Gleichzeitig erhöht sich ihr Stellenanteil als Gemeindefereferentin in der Pfarrei St. Joseph in Osnabrück. Von der Veränderung nicht betroffen ist ihre Aufgabe in der Koordination der katholischen Seelsorge in der Spezialisierten Ambulanten Palliativen Versorgung (SAPV) der Stadt Osnabrück.

Sabrina Wagemester wird zum 1. Juli neue Pastoralreferentin in der Pfarreiengemeinschaft St. Vincentius, Bersenbrück / St. Johannis, Alfhausen / St. Johannes der Täufer, Lage-Rieste und St. Paulus Apostel, Neuenkirchen-Vörden.

Martin Schomaker, Domkapitular und Pfarrer von St. Johann in Osnabrück, wurde durch die Priester, Diakone und pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Stadtdekanat zum Dechant wiedergewählt. Als Stellvertreter amtiert Pfarrer **Bernhard Brinkmann**.

Bärbel Wempe, Pastoralreferentin, geht zum 31. Mai als Leiterin der Krankenhausseelsorge im Ludmillenstift Meppen in Ruhestand.

Dietmar Schöneich, Pfarrer in der Pfarreiengemeinschaft Frenen, übernimmt zusätzlich das Amt als Geistlicher Beirat im Kreuzbund Diözesanverband Osnabrück.

Michael Lier, Pastor im Ruhestand, wurde zum Subdiar in der Pfarrei St. Amandus, Aschendorf ernannt.

Michael Lier, Pastor im Ruhestand, wurde zum Subdiar in der Pfarrei St. Amandus, Aschendorf ernannt.

— ANZEIGE —

BUDDE GRABMALE

IHR STEINMETZ FÜR DAS BESONDERE GRABMAL
 Lieferung im Umkreis von 150 km ohne jeden Aufpreis

Besuchen Sie eines der größten Grabmalgeschäfte Deutschlands.

Splieterstr. 41 • 48231 Warendorf
 02581 3076 • www.budde-grabmale.de

Jetzt **kostenfrei**
 unseren 186-seitigen
 Katalog anfordern.

Gute Arbeit – trotz Sparkurs

Das Bistum Osnabrück muss sparen. In allen Bereichen machen sich Veränderungen und Einschnitte bemerkbar. Auch für die **242 Kindertagesstätten** liegen nun **konkrete Pläne** auf dem Tisch.

Insgesamt 30 Prozent des bisherigen Haushaltsbudgets für Kindertagesstätten müssen die Einrichtungen bis 2027 einsparen. Oberstes Gebot dabei: „Es soll nicht auf Kosten der Qualität gehen.“ Das betont der Leiter des Referats Kindertagesstätten im Generalvikariat, Klaus Goedejohann.



Foto: Julia Steinbrecht/KNA

Keine Einsparungen beim Profilzuschuss

Die Qualität in den Kitas sichern soll der Profilzuschuss, ein wesentlicher Bestandteil der Betriebskostenzuschüsse des Bistums. Er finanziert mehr Verfügungszeiten, die Unterstützung der Kita-Leitungen durch zusätzliche Leitungsstunden und Unterstützung bei der Verwaltung sowie zusätzliche Stunden für die Religionspädagogischen Fachkräfte in den Einrichtungen, die für die Glaubensvermittlung zuständig sind. Beim Profilzuschuss „gibt es keine Veränderung. Wir wollen die Qualität unserer Arbeit halten, das ist uns ganz wichtig“, betont der Referatsleiter.

Für alle anderen Bereiche wurden in der Zwischenzeit Einsparungen erarbeitet. Sie gehen jedoch nicht auf Kosten der Kitas – denn die Hauptlasten tragen die Kommunen, in denen Kirchengemeinden Träger von Kitas sind. Mit ihnen werden neue Finanzierungsverträge im Bereich der Betriebskosten vereinbart, die unter anderem eine Refinanzierung von Sach- und Verwaltungskosten des Bistums vorsehen: „Kosten für Fachberatung, Gehaltsabrechnung, Versicherung, Buchführung, IT oder Verwaltungsprogramme wurden in der Vergangenheit bisher nicht mit den Kommu-

nen abgerechnet“, erklärt Goedejohann. Vieles wurde von den Gemeinden ehrenamtlich oder über pastorales Personal mit übernommen.

Darüber hinaus gibt das Bistum einen Basiszuschuss, der nach und nach abgesenkt wird: Für jede Gruppe, die bis 2017 eingerichtet wurde, gab es bis Ende 2023 jährlich noch 6000 Euro. Das wurde 2024 auf 4000 Euro pro Jahr gesenkt und wird ab 2027 noch einmal auf 2000 Euro pro Jahr und Gruppe reduziert. Auch dieses Defizit wird von den Kommunen übernommen werden, die sehr frühzeitig über diese Zahlen informiert wurden, so Goedejohann.

Bleiben noch die Investitionskosten. Auch aus dieser Förderung wird sich das Bistum künftig weiter zurückziehen. Seit Herbst 2024 gilt ein Moratorium, wonach nur noch Maßnahmen geför-

dert werden, „bei denen Gefahr im Verzug ist“, so der Referatsleiter. Zum Beispiel: defekte Heizung, defektes Dach, Verkehrssicherungsgefährdung. Zum Sommer 2025 soll die Förderrichtlinie überarbeitet werden. Gleichzeitig wird das Gespräch mit den Kommunen gesucht, das Gebäudeeigentum auf sie zu übertragen und zu ihren Gunsten ein Erbbaurecht an den Grundstücken zu bestellen. Goedejohann erklärt: „Das ist ein

Glaubensvermittlung ist wichtige für katholische Kitas. An ihr wird nicht gespart.

konsequenter Weg, auch mit Blick auf die Gebäudeunterhaltung. Die Bauausschüsse der Gemeinden sind dann nicht mehr in der Bauherrenpflicht. Da die Kommunen ohnehin die meisten Kosten tragen, können sie die Gebäude in ihren Bestand übernehmen und die Synergien nutzen, die sich daraus ergeben können.“

Kirchengemeindeverbände übernehmen Kita-Verwaltung

Zusätzlich werden im Bistum Kirchengemeindeverbände für Kindertagesstätten gegründet, die die Trägerschaft der Einrichtungen übernehmen und über die Verwaltungskosten refinanziert werden können. Sechs Verbände gibt es bereits, fünf weitere sind in der Gründung. Goedejohann: „Das Interesse ist sehr groß. Aber es sind sehr komplexe Prozesse. Wir hoffen, dass wir bis Ende des Jahres 40 Prozent der Kitas in Verbänden organisiert haben.“ Ein Verband übernimmt die Trägerschaft für mehrere Kitas in einer Kommune, was mehr Professionalität, eine Bündelung der Kräfte und bessere Entwicklungsmöglichkeiten bedeutet – und künftig auch ein Qualitätsmerkmal für katholische Kitas im Bistum sein kann.

// ASTRID FLEUTE

»Es soll nicht auf Kosten der Qualität gehen«



Foto: Bistum Osnabrück

Die Schüler der Thomas-Morus-Schule mit Auftraggeber Ulrich Beckwermert (r.)

Ein Bild für gute Entscheidungen

OSNABRÜCK Ein besonderes Kunstwerk haben neun Schülerinnen und Schüler der 10. Klasse der Thomas-Morus-Schule (TMS) Osnabrück gemeinsam mit ihrem Kunstlehrer Andreas Arlinghaus-Deutschmann geschaffen – ein Geschenk für das Büro von Generalvikar Ulrich Beckwermert. Der Impuls dazu kam direkt aus dem Generalvikariat, mit dem Wunsch nach einem Bild, „das die Herzen öffnet und gute Entscheidungen treffen lässt“. Das Ergebnis ist ein vier Quadratmeter großes Werk mit dem Titel „Glaube, Liebe, Hoffnung ... ICH“, das einen stilisierten Sonnenuntergang am Meer zeigt.

Das Bild setzt sich aus vier Teilen zusammen. Im Zentrum steht ein Kreuz, das die vier Teile verbindet. Die Farben haben symbolische Bedeutung: Grün für Hoffnung, Gelb und Orange für Licht und Liebe, dunkle Erdtöne für Herausforderungen – stets begleitet von Hoffnung. Der Himmel in Blau erinnert an Treue und Glauben – und daran, dass jeder Mensch ein Spiegelbild der Liebe Gottes ist. (kb)

Lob für zugewanderte Mitarbeiter

SCHAPEN Ihren Dank besonders an ausländische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Altenhilfe haben zum „Tag der Pflege“ die Verantwortlichen der Caritas in Niedersachsen ausgedrückt. „Ohne Mitarbeitende mit ausländischen Wurzeln würde das deutsche System der Altenpflege zusammenbrechen“, sagten Stefanie Holle (Osnabrück), Marie Kajewski (Hildesheim) und Martin Pohlmann (Vechta). Weitere Wohnbereiche sowie gesamte Einrichtungen müssten geschlossen werden, die ambulante Versorgung könnte nicht aufrechterhalten werden.

Stefanie Holle, stellvertretende Caritasdirektorin und Marcus Drees, Leiter der Fachstelle Altenhilfe, besuchten das Seniorenzentrum St. Elisabeth in Schapen. „Pflege ist weit mehr als ein Beruf – sie ist gelebte Menschlichkeit. Wir sagen allen Pflegenden Danke“, so Holle. Christoph Prekel vom Seniorenzentrum betonte: „Ohne Kolleginnen und Kollegen mit Zuwanderungsgeschichte hätten wir Probleme, die Personalvorgaben zu sichern.“ (kb)



Foto: Caritas

Zusammen ein Team: Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter aus anderen Nationen sind in der Pflege unverzichtbar.

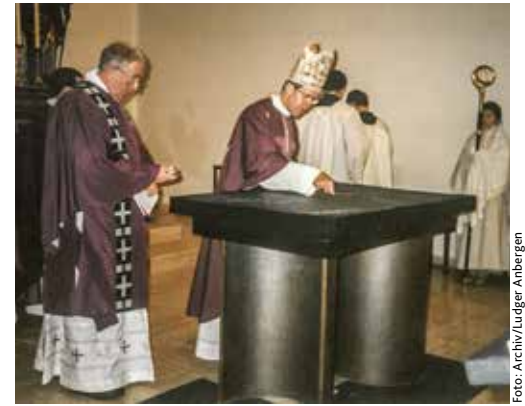


Foto: Archiv/Ludger Anbergen

Historie: 1996 weihte Weihbischof Kettmann in St. Walburga einen neuen Altar.

Emden: Letzte Messe in St. Walburga

EMDEN Zum letzten Mal feiert Pfarrer Georg Pützer in der St.-Walburga-Kirche Emden eine Messe. Fast 70 Jahre nach ihrer Weihe wird die Kirche an diesem Sonntag (25. Mai) profaniert, sie wird also wieder ein normales Gebäude. Der Gottesdienst beginnt um 10.30 Uhr. Gemeindeglieder werden an die Geschichte der Kirche erinnern. Nach dem Schlusssegen werden die Osterkerze, das Lektionar, das Allerheiligste und die Reliquien aus der Kirche getragen, während das Te Deum gesungen wird. Anschließend ist eine festliche Versammlung im Jugendheim. Im September wird die Kirche abgerissen, an ihrer Stelle entstehen Wohnungen für Jung und Alt.

Emden war nach dem Zweiten Weltkrieg durch den Zuzug von Flüchtlingen und Vertriebenen aus dem Osten stark gewachsen. 1957 wurde zusätzlich zu St. Michael eine weitere Kirche gebaut. Der Hochaltar kehrt zurück nach Lathen-Wahn, woher er stammt, die Bänke gehen nach Moldawien, für die Glocken interessiert sich eine griechisch-orthodoxe Gemeinde in Ungarn, die Orgel wird verkauft. (pe)

Was bewirkt der Heilige Geist?

Zwei Pfarrer machen in **Bremen** ein nicht alltägliches Angebot. Zu Pfingsten bieten sie Impulse, Gesänge und das **Gebet um die Ausgießung** des Heiligen Geistes an.

Wenn Josef Fleddermann vom Heiligen Geist erzählt, benutzt er gerne Bilder. Tröster, Beistand, Helfer – das sind Begriffe, die der Pfarrer der Bremer St.-Marien-Gemeinde als Erklärung für etwas heranzieht, was man nun mal nicht sehen kann: den Heiligen Geist. Zu Pfingsten bietet er zusammen mit seinem Nachbarpfarrer Marc Weber von St. Raphael eine zweitägige Veranstaltung an, in der man sich mit dem Heiligen Geist und seinen Auswirkungen beschäftigen kann. Lobpreisgesänge und Beichtgelegenheit am Freitagabend, Impulsreferate und persönliche Zeugnisse am Samstag, schließlich das Gebet um die Ausgießung des Geistes und um Heilung. Beide Priester hoffen, dass nicht nur jene kommen, die das schon kennen und daran gewöhnt sind, sondern auch Christen, die sich ganz neu auf einen Weg mit dem Heiligen Geist einlassen wollen.

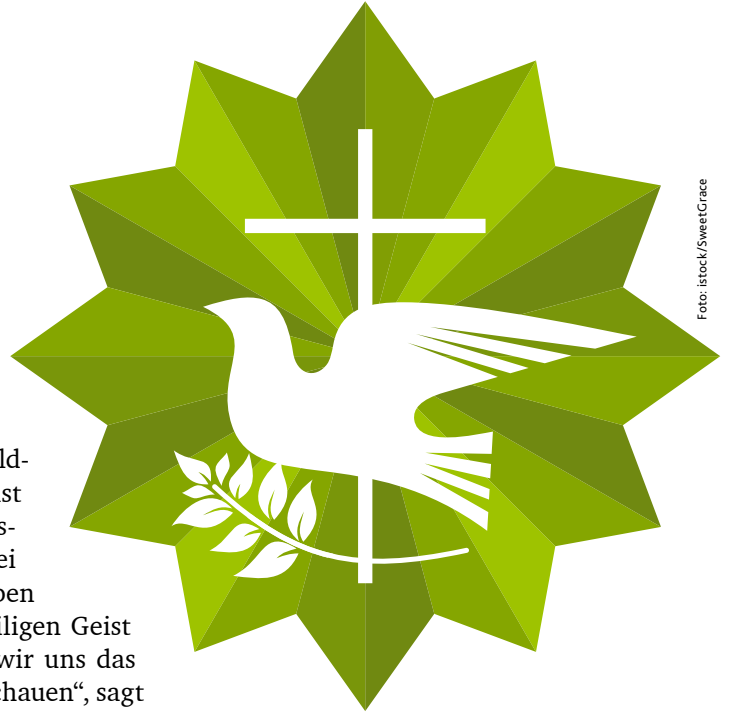
Zu Pfingsten nur ein Brausen

Es ist nicht einfach, den Heiligen Geist zu beschreiben. Zu Weihnachten liegt das Kind im Stall, zu Ostern haben wir das leere Grab – zu Pfingsten nur ein Brausen und damit nichts, was man festhalten könnte. Feu-

erzungen, wie im Neuen Testament beschrieben, kann man sich auch nur bildlich vorstellen. Der Heilige Geist lässt sich nur an seinen Auswirkungen erkennen. Dabei ist er wesentlich für das Leben der Kirche. „Gäbe es den Heiligen Geist zu Pfingsten nicht, könnten wir uns das Christentum im Museum anschauen“, sagt Marc Weber, Pfarrer von St. Raphael. Erst der Geist habe die Kirche erschaffen, erfülle sie immer wieder neu mit Leben, führe die Christen zusammen, stelle die Beziehung zu Gott dem Vater her. „Der Geist lässt die Kirche wachsen, Pastoralpläne spielen da eine geringere Rolle“, sagt er mit einem Schmunzeln.

Trotzdem sei der Heilige Geist wie eine vergessene dritte Person, Pfingsten führe neben Weihnachten und Ostern meist ein Schattendasein. Das liegt auch an den Traditionen der Gläubigen: Hier und da wird Schützenfest gefeiert, mancher nutze die Tatsache, dass der Montag arbeitsfrei ist, für einen Mini-Urlaub.

Und wie ist es mit dem persönlichen Leben? Woran lässt sich erkennen, dass die beiden Priester vom Heiligen Geist erfüllt sind? „Ich merke es an der Freude am Gebet, die nicht aus mir selbst heraus kommt, die mir immer wieder geschenkt wird“, sagt Weber. „Sicherlich ist auch meine Berufung zum Priester ein Hinweis auf das Wirken des Geistes.“ Und Josef Fleddermann pflichtet ihm bei: „Ohne den Geist, ohne das Gebet am Morgen könnte ich nicht überleben. Das brauche ich in der Hektik des Alltags.“ Und dann sind da die Ausdrucksweisen, die der Heilige Geist bewirkt: die voll Freude erhobenen Hände beim Lobgesang, eine Gebetshaltung, die nicht dem Priester beim Hochgebet der Eucharistiefeier vor-



behalten ist. Die prophetischen Worte, die sich niemand ausdenken kann, weil sie vom Geist geschenkt sind. Das Sprachengebet – alles, was der Apostel Paulus im ersten Korintherbrief beschreibt. „Das alles ist vernachlässigt worden im alltäglichen Leben der Kirche. Dabei ist die Kirche in sich charismatisch“, sagt Fleddermann.

Gemeindegrenzen überwunden

Ein Tag mit dem Heiligen Geist – für beide Priester kein Neuland, das sie da betreten. Marc Weber erzählt vom sogenannten Alpha-Kurs, der sich vor allem an Neulinge im Glauben wendet und in das Gebet um den Heiligen Geist mündet. Schon an früheren Wirkungsorten hatten beide Angebote zur Geistausgießung gemacht, jetzt sind sie zum ersten Mal als Tandem aktiv und werden unterstützt von einem Team. Dabei sind sie sich als Geistliche über die Gemeindegrenzen nähergekommen, freuen sich am gemeinsam praktizierten Glauben. Gemäß dem, was im Bremer Dekanatsprozess gerade besprochen wurde, nämlich pastorale Dinge vernetzt anzubieten. Vielleicht auch das ein Fingerzeig auf das Wirken des Heiligen Geistes.

// MATTHIAS PETERSEN

TERMIN

Die Bremer Gemeinden St. Raphael und St. Marien laden zum Pfingsttreffen in die Kirche St. Hedwig, Kurt-Schumacher-Allee 62, ein. Am Freitag, 6. Juni, von 18 bis 20.30 Uhr und am Samstag, 7. Juni, von 10 bis 20.30 Uhr. Es gibt verschiedene geistliche Impulse, Lobpreis, Anbetung, Möglichkeit zur Beichte und schließlich das konkrete Gebet um die Ausgießung des Heiligen Geistes. Mehr dazu im Internet: www.raphael-bremen.de/save-the-date-2/

„Ich möchte Brücken bauen!“

José Daniel Meira da Silva engagiert sich als **Freiwilliger beim Kolpingwerk Hildesheim**. Seit Anfang des Jahres verstärkt der junge Mann aus **Brasilien** das Team der **Vinzenzpforte**, einer Einrichtung der katholischen Kirche in Hildesheim, die täglich einen kostenlosen Mittagstisch für Bedürftige anbietet.

Von Waldemar Lorenz

Im Rahmen eines einjährigen Freiwilligendienstes beim Kolpingwerk Hildesheim erlebt der 26-jährige José Daniel Meira da Silva nicht nur Deutschland, sondern auch die Vielfalt kirchlich-sozialer Arbeit im Bistum, denn weitere Stationen und Herausforderungen liegen noch vor ihm.

José Daniel stammt aus Vicosa, einer 18000-Einwohner-Stadt im nordöstlich gelegenen Bundesstaat Alagoas. Dort ist das Kolpingwerk in einer Region, in der viele Menschen mit Armut und Perspektivlosigkeit zu kämpfen haben, bereits seit 1994 aktiv.

„Bei uns glauben viele Menschen, dass in Deutschland das Geld auf der Straße liegt“, erzählt er schmunzelnd. „Aber ich habe schnell gemerkt: Auch hier gibt es Menschen, die Unterstützung brauchen.“

In seiner Heimat habe er sich bei Kolping schon früh für sozial benachteiligte Kinder eingesetzt und Verantwortung übernommen. „Motiviert durch die Partnerschaft mit Hildesheim habe ich mich entschlossen, nach meinem Geografiestudium den Schritt nach Deutschland zu wagen.“

Doch bis dahin war es ein weiter Weg, wie Martin Knöchelmann erzählt. Er ist der Beauftragte für Internationale Partnerschaftsarbeit beim Kolpingwerk und hat



Die erste Station für Daniel: die Vinzenzpforte der Vinzentinerinnen in Hildesheim.

den jungen Mann nach Hildesheim geholt. „Wir haben regelmäßig junge Leute aus Brasilien hier.“ Daniel, wie ihn alle nennen, sei inzwischen der sechste Freiwillige.

Im letzten Sommer vom Kolpingwerk in Brasilien ausgewählt, musste er anschlie-



ßend eine Interessenbekundung nach Deutschland schicken. Quasi ein Bewerbungsschreiben, komplett mit Lebenslauf und allem drumherum.

„Das Bistum hat dann einen Vertrag mit Daniel abgeschlossen und die Kostenübernahme erklärt“, erzählt Knöchelmann. Erst dann konnte im nächsten Schritt das Visum beim Deutschen Konsulat in Recife – zuständig für den Nordosten Brasiliens – beantragt werden.

Im Februar 2025 war es endlich so weit. Die Koffer wurden gepackt. Vorher musste Daniel sich allerdings noch mit warmer Kleidung eindecken. Denn während es in seiner Heimat das ganze Jahr über mit Temperaturen von 25 bis über 30 Grad sehr warm ist, kommt Deutschland im Vergleich eher frostig daher.

In Maceió, der Hauptstadt von Alagoas, wartete zunächst der Flieger nach Rio de Janeiro – nach einem Zwischenstopp dort, weiter nach Frankfurt, insgesamt mehr als 20 Stunden Flugzeit.

Seine Gastfamilie hat sich schon riesig auf ihn gefreut. „Schließlich hat man ja nicht alle Tage für fast zwei Monate einen Gast aus Brasilien zu Hause“, sagt Julia Schlüter, seine Gastmutter. Die 11-jährige Tochter Emma habe sogar ihr Zimmer geräumt und

Foto: Waldemar Lorenz



Inzwischen arbeitet Daniel als Freiwilliger in der Grundschule in Elze.

Foto: Waldemar Lorenz

sei für die Zeit ins Zimmer ihrer 8-jährigen Schwester Rieke gezogen.

Beide Mädchen haben Daniel auch schon am ersten Tag als ihren großen Bruder „adoptiert“. Die Chemie stimmt also.

„Zuerst habe ich für drei Wochen einen Intensivkurs in Deutsch bekommen“, sagt Daniel – zwar noch etwas holperig, aber halbwegs verständlich. In der Vinzenzpforte ist er täglich von 8 bis 13 Uhr präsent und hilft da, wo er gerade gebraucht wird.

In seiner Freizeit passt er sich dem Tagesablauf der Familie Schlüter an und ist auch oft mit anderen Mitgliedern der Kolpingfamilie unterwegs. „Ich möchte so viel wie möglich von der deutschen Kultur und der Art und Weise der sozialen Arbeit hier mit zurück nach Brasilien nehmen“, sagt er.

Inzwischen ist er schon auf seiner zweiten Station angekommen. In der Astrid-Lindgren-Schule in Elze unterstützt er bei der Betreuung von Grundschulkindern.

Und in seiner neuen Gastfamilie klappt die Verständigung sogar einwandfrei. Seine Gastmutter, Solange Kirstein, ist nämlich Brasilianerin. Zur Begrüßung gab es dort auch ein Stückchen Heimat. Pasta Macarronada, ein typisch brasilianisches Nudelgericht mit Erbsen und Huhn. Das schmeckt ihm auch sehr viel besser als deutsches Sauerkraut. ●



Foto: privat

Daniel mit seiner Gastfamilie und Martin Knöchelmann (2. v.r.), dem Beauftragten für Internationale Partnerschaftsarbeit im Kolpingdiözesanverband.

ZUR SACHE

Das Kolpingwerk Deutschland ist ein katholischer Sozialverband mit rund 225.000 Mitgliedern in über 2.300 Kolpingsfamilien bundesweit (Stand: 2024). Es wurde im 19. Jahrhundert von dem Priester und Sozialreformer Adolph Kolping gegründet. Ziel des Verbandes ist es, Menschen auf der Grundlage des christlichen Menschenbildes in ihrem persönlichen, beruflichen und gesellschaftlichen Leben zu begleiten und zu fördern. Als Teil des internationalen Kolpingwerks, das in mehr als 60 Ländern weltweit vertreten ist, versteht es sich als Bindeglied zwischen Kirche und Gesellschaft. Das Kolpingwerk im Diözesanverband Hildesheim ist ein regionaler Zusammenschluss des Kolpingwerks Deutschland und erstreckt sich über das Gebiet des Bistums Hildesheim, von Cuxhaven bis Hann. Münden sowie von der Weser bis hin zur östlichen Grenze Niedersachsens. Die Basis des Verbandes bilden die lokalen Gruppen, bekannt als Kolpingsfamilien. Diese sind eigenständige Vereine, in denen die Mitglieder vor Ort aktiv sind. Aktuell engagieren sich im Bistum über 8.000 Mitglieder in 134 Kolpingsfamilien. (wl)

– ANZEIGEN –

Schlafstörungen – Wenn die Nacht zum Albtraum wird

Do 2025

Themen-Donnerstag
05.06., 17.30 Uhr

Referentin: Martina Wetzel

St. Bernward Krankenhaus
Für Seele und Körper



Bischof Robert Prevost (Mitte) bei einem Treffen der vinzentinischen Familie in Chiclayo, mit dabei war auch Sr. Clara-Maria Siesquén (vierte von rechts).

Foto: Vincentinerinnen Peru

Große Freude bei den Schwestern in Peru

Schwester Clara-Maria Siesquén, die Regionaloberin der Hildesheimer Vincentinerinnen in Peru, schreibt zur Wahl des neuen Papstes.



„Wir danken Gott für dieses große Geschenk, das er der Weltkirche, vor allem aber der peruanischen Kirche gemacht hat. Ich glaube, dass wir alle sehr glücklich und bewegt von dieser Wahl sind. Als wir hörten, dass der neue Heilige Vater Kardinal Prevost ist, haben wir vor Freude geschrien. In unseren Gebeten danken wir für die Wahl des Papstes. Diese Wahl ist wirklich ein Zeichen der Hoffnung für die Welt und für die ganze Kirche, die unter so vielen Herausforderungen leidet.“

Wir erinnern uns in besonderer Zuneigung an seinen Dienst in Peru seit über zwanzig Jahren, in den letzten Jahren in der Diözese Chiclayo. Der Papst ist ein sehr einfacher und naher Mann, ich erinnere mich, dass wir ein Ausbildungstreffen für alle Mitglieder der vinzentinischen Familie hatten, die im Nordosten Perus arbeite-

ten und Monsignore Robert Prevost hielt einen Workshop, reiste mit uns zusammen, gab uns seinen Segen und machte sogar Fotos mit uns. Er ist definitiv ein Papst mit einem peruanischen Herzen. Die Gemeindemitglieder, mit denen er gearbeitet hat, erinnern sich an ihn als den Pastor, der an der Seite seines Volkes gegangen ist.

Diejenigen, die ihn näher kennengelernt haben, beschreiben ihn als einen einfachen, bescheidenen, fleißigen Mann mit einer großen Fähigkeit zuzuhören. Kurzum, er ist ein Segen für unser Peru.

Möge der Heilige Geist ihn stärken, ihm die Weisheit und die Gnaden geben, die er braucht, um unsere Kirche weise zu leiten, und möge die heilige Maria als gute Mutter ihn in seinem Pontifikat begleiten.“



Foto: Vincentinerinnen Hildesheim

ZUR PERSON

Sr. Clara-Maria Siesquén ist die erste einheimische Regionaloberin der Hildesheimer Vincentinerinnen in Lima. Auf Bitten eines peruanischen Bischofs reisten 1967 die ersten drei Hildesheimer Vincentinerinnen nach Peru. Heute engagieren sich in der Hauptstadt Lima und in drei anderen Orten eine deutsche und 25 peruanische Schwestern in verschiedenen sozialen Bereichen.

Welterbetag und der Rosenstock blüht

HILDESHEIM Vor 40 Jahren wurden der Hildesheimer Dom und die Hildesheimer St. Michaeliskirche mit ihren Schätzen von der UNESCO mit dem Welterbetitel ausgezeichnet. Aus diesem Grund lädt das Dommuseum Hildesheim von Freitag, 30. Mai, bis Sonntag, 1. Juni, zu einem Fest auf dem Domhof ein.

„Das Fest mit einem umfangreichen Programm rund um den Dom und im Museum ist unser Beitrag zum Jubiläumsjahr. Wir heißen alle Menschen herzlich willkommen, laden alle ein, mit uns zu feiern und das kulturelle Erbe an diesem besonderen Ort zu erleben“, sagt Felix Prinz, der Direktor des Dommuseums Hildesheim.

Der Domhof wird zum Festivalgelände für die ganze Familie. Die Programmpunkte reichen von Konzerten mit Musik unterschiedlicher Genres, kreativen Workshops, Spiel- und Mitmachstationen und Führungen bis zu Präsentationen von Projektpartnern. Ausgehend vom Hildesheimer Welterbe soll ein lebendiger Austausch zwischen den Menschen und ihrer Welterbestätte untereinander ermöglicht werden.

Ein Höhepunkt im Programm ist am frühen Freitagabend, 30. Mai, ein Wandelkonzert unter Regie der Dommusik, das mit Stationen auf dem Domhof, im Kreuzgang und im Dommuseum das Welterbe zum Klingen bringt. Am Samstag, 31. Mai, gibt es ab mittags unterschiedliche Angebote zum Mitmachen, Erkunden und Genießen. Um 18 Uhr beginnt das Konzertprogramm mit verschiedenen Acts, die bis Mitternacht für Unterhaltung sorgen.

Am Sonntag findet dann die bundesweite Eröffnung des Welterbetags mit einem offiziellen Festakt der UNESCO-Kommission und des UNESCO-Welterbestätten Deutschland e.V. in der St. Michaeliskirche statt. Auch an diesem Tag gibt es ein vielfältiges Programm, das beide Welterbe-Kirchen umfasst.

Alle Programmpunkte sind kostenfrei. Das Dommuseum steht zur Besichtigung offen. Es gibt Führungen, „Sprechstunden“, Erkundungsspiele, Konzerte sowie eine Kreativwerkstatt. Und der Tausendjährige Rosenstock lädt ein, ihn in seiner vollen Blüte an der Apsis des Domes zu besuchen. (bph)

Eine ausführliche Programmübersicht mit allen Details ist im Internet unter www.dommuseum-hildesheim.de/veranstaltungen/dein-welterbe-dein-fest/ zu finden.



Zum Welterbetag dürfte sich der Tausendjährige Rosenstock in voller Blütenpracht zeigen.



Fumito Nunoya gilt als Virtuose an seinem Instrument, der Marimba.

„Marimba Exkursion“

DUDERSTADT Fumito Nunoya ist einer der international führenden Marimbisten. Mit seinem Solokonzert „Marimba Exkursion“ ist er am 30. Mai um 18.30 Uhr zu Gast beim 5. Klosterkonzert in der Liebfrauenkirche Duderstadt und gestaltet einen Abend der besonderen Art. Die Stücke, die er vorträgt, erzählen Geschichten, rufen unterschiedliche Emotionen hervor und entführen das Publikum musikalisch an die verschiedensten Orte. Die Marimba kann man sich wie ein großes Xylophon vorstellen, mit welcher der Künstler in der Lage ist, die unterschiedlichsten Klangfarben, von klar bis warm, mit unterschiedlichen Schlägeln, Mallets genannt, zu erzeugen. Sie erleben eine Bandbreite dieses außergewöhnlichen Instrumentes mit Kompositionen von J. S. Bach, Filmmusik sowie Lieder und originale Marimbakompositionen. (kiz)

— ANZEIGEN —

Ausführung sämtlicher Maler- u. Tapezierarbeiten
sowie Wärmedämmung und Betonsanierung.



SCHOLZ

Ihr Malereibetrieb in Wolfsburg
Reinhold Scholz & Sohn
Malermester GmbH & Co. KG
Poststraße 32, 38440 Wolfsburg

☎ (05361) 12171

Europa Challenge

HAMBURG Ein Abenteuer mit Tiefgang und dem Motto: „Dein Glaube, deine Reise, deine Story“. Das Team Junge Kirche im Erzbistum lädt zur „Europa Challenge 2025“ vom 11. bis 17. September ein. Dabei findet sich eine Gruppe, fährt in ein anderes Land, etwa



Foto: Leonhard Niederwimmer/pixabay

nach Kopenhagen, Linz (Bild) oder Aarhus, und sucht dort mit jungen Leuten das Gespräch über Gott, die Welt und das eigene Leben. Mehr Informationen im Inter-

net: jugend-erzbistum-hamburg.de/Veranstaltungen/Europa-Challenge_148

Der Norden feiert Leo XIV.

HAMBURG Der Norden begrüßt Papst Leo XIV. Erzbischof Stefan Heße feiert am Sonntag, 25. Mai eine Dankmesse zum Beginn des Pontifikats des Papstes. Beginn ist um 18.15 Uhr im Mariendom in Hamburg. Die Gläubigen des gesamten Bistums sind eingeladen.

Wechsel bei den Maltesern

HAMBURG An der Spitze der Malteser im Erzbistum Hamburg hat es am 10. Mai einen Wechsel gegeben. Benjamin Borngräber (40) wurde als Diözesanleiter eingeführt, sein Vorgänger Andreas Damm verabschiedet. Borngräber ist Betriebswirt und Unternehmer, er lebt in Trittau und ist seit 20 Jahren ehrenamtlich bei den Maltesern tätig, unter anderem als Sanitärer, Orts- und Kreisbeauftragter in Ahrensburg/Stormarn und Helfervertreter im Diözesanvorstand.



Foto: Lisa Schleif-Zimmermann/Malteser



Foto: Celso Limberger

Dieses Bild entstand 2023: Christian Fischbach pflanzt mit indigenen Dorfbewohnern einen Baum. Die Fachschule des Bistums Iguazú fördert dort die Landwirtschaft.

Bäume zum Geburtstag

Zum 30. Geburtstag startet das Erzbistum Hamburg eine ungewöhnliche Solidaritätsaktion: „30 x 1000 Bäume für Puerto Iguazú“

Warum 30 000? „Die Aktion soll ein Geburtstagsgeschenk an unser argentinisches Partnerbistum sein zum 30-jährigen Bestehens des Erzbistums Hamburg“, sagt Christian Fischbach, Mitglied der Partnerschaftsgeschäftsführung und als Fundraiser Verantwortlicher für diese Aktion. Jeder Setzling kostet etwa einen Euro, 30 000 Euro sind also das Spendenziel. Warum Bäume? Wald und ortsnahe Baumbestand ist im Norden Argentiniens oft ein seltenes Gut. „In den letzten Jahren wurden in der Region Iguazú rund um die berühmten Wasserfälle verstärkt Bäume für Feuerholz oder Baumaterial in den zahlreichen Armenvierteln gefällt“, erläutert Christian Fischbach. „Und in noch größerem Umfang roden Großgrundbesitzer Bäume, ohne danach wieder aufzuforsten. Die Spenden sollen nun neue Bäume finanzieren.“

Pflanzaktionen in Armenvierteln

Jugendliche sollen in der Nachbarschaft von 14 Schulen die Setzlinge in den Boden pflanzen. Fischbach: „Einige der Schulen des Bistums Iguazú liegen direkt in den Armenvierteln, wo die wertvollen Bäume weitgehend verschwunden sind.“ Ein Teil der Bäume sollen Obstbäume sein, deren Früchte man essen oder verarbeiten kann. Die Kirche

fördert die Landwirtschaft in einer Region, die zu den ärmsten Provinzen Argentiniens gehört. Das Bistum Puerto Iguazú betreibt dazu eine landwirtschaftliche Fachschule. Zwei katholische Schulen haben eigene Gärten und Lehrküchen. „Vielfach wissen die Menschen in den ärmeren Stadtteilen und Dörfern gar nicht mehr, wie man selbst Obst und Gemüse anbauen kann“, so Fischbach. „Die Schüler sind Multiplikatoren. Sie können in ihren Familien vermitteln, wie sich die Umwelt und das eigene Leben gut in Einklang bringen lassen.“

Die 30 000 Bäume haben also mehrfachen Nutzen – selbst, wenn sie nur Schatten spenden und ein wenig dem Klimawandel trotzen. Sie sollen auch ein Hoffnungszeichen sein: Sinnbild für Wachstum und eine Freundschaft zwischen den Kontinenten. Das Geld soll im Oktober an Bischof Nicolás Baisi übergeben werden. Er kommt dann aus Argentinien und nimmt an der Jubiläumswallfahrt des Erzbistums Hamburg nach Rom teil.

Spendenkonto des Erzbistums Hamburg
IBAN DE37 4006 0265 0000 0051 51
BIC GENODEM1DKM
DKM Darlehenskasse Münster
Kennwort: Iguazu Aktion 30 000 Bäume

// ANDREAS HÜSER



Foto: Andreas Hüser



Foto: Ernst Herp/KNA

Auftakttreffen des Norddeutschen Rahner-Kreises mit Dompropst Berthold Bonekamp, Achim Rizvani, Diakon Jörg Kleinewiese und Rudolf Hubert. Rechts: Karl Rahner auf der Würzburger Synode.

Gott im ganz normalen Leben

Der „Norddeutsche Rahner-Kreis“ will die geistlichen Texte des Theologen Karl Rahner ins Gespräch bringen.

„Wird es einmal Menschen geben, die grundsätzlich und in jeder Phase ihrer Existenz kein Ohr mehr haben für das Wort: Gott?“ So fragte der Theologe Karl Rahner (1904-1984). „Wird es Menschen geben, die nicht mehr über dieses und jenes Fragbare in seiner endlosen Vielfalt hinaus nach dem Unsagbaren fragen?“ Auf den ersten Blick ist die Antwort klar. Es gibt diese Menschen. Sie sitzen in Bus und Bahn, spielen Fußball, arbeiten, essen, trinken – und verschwenden keinen Gedanken an Gott.

Aber so einfach war das für den Theologen Rahner nicht. Ihm war klar: Menschen stellen Fragen. Sie fragen sich, wer sie selbst sind, sie überschreiten ihre Horizonte. Und damit stehen sie unwissentlich vor dem Geheimnis Gottes. In der Sprache Rahners: Der Mensch ist das Wesen, in dem sich Gott teilt. Und jeder Mensch ist „das ausgesagte Geheimnis Gottes, das in Ewigkeit am Geheimnis seines Grundes teilhat“.

Karl Rahner zu verstehen, ist nicht einfach. Man kennt zwar seinen Namen, seine Bedeutung als Konzilstheologe, als kritischen Kirchenmann, als gepriesenen „Kirchenvater des 20. Jahrhunderts“. 40 Jahre nach seinem Tod erscheinen laufend neue Bücher über ihn, sein eigenes Werk füllt 32 dicke Buchbände. Aber viele Leser sind

erst einmal abgeschreckt von seinen verschlungenen Gedankengängen und langen Sätzen, vom mystischen, oft etwas dunklen Tonfall, in dem vom „Unaussprechlichen“, vom „Geheimnis“, von „unendlicher Fülle“ und Ähnlichem die Rede ist. „Glauben heißt nichts anderes, als die Unbegreiflichkeit Gottes ein Leben lang auszuhalten“, so ein bekanntes Rahner-Zitat, das sogar Eingang ins „Gotteslob“ gefunden hat.

Wo Rahner leicht zu lesen ist

Nicht immer ist Karl Rahner schwer. Denn es gibt noch einen „anderen“ Rahner: den Autor von geistlichen Texten und Gebeten. Sie sind leichter verständlich, gehen in die Tiefe und schöpfen aus der Erfahrung des „ganz normalen Lebens“. Hier schreibt er in kurzen Sätzen, findet eingängige Formulierungen und aussagekräftige Bilder.

An diesen Texten orientiert sich der „Norddeutsche Rahner-Kreis“, der sich jetzt in Hamburg gegründet hat. Der Kreis besteht derzeit aus sieben Personen. Nicht alle sind studierte Theologen, viele kommen von der Caritas. Ihr Ziel: im Kielwasser von Karl Rahners Texten über den Glauben sprechen, das Gespräch suchen in Gemeinden, in Glaubenskreisen oder Wortgottesdiensten.

Warum Karl Rahner? Der Initiator des Kreises, Rudolf Hubert, antwortet: „Bei Karl Rahner gibt es keine theologische Sonderwelt. Leben und Glauben bilden bei Karl Rahner eine untrennbare Einheit, in der Heil oder Unheil sich ereignen.“ Deshalb könne Rahners Theologie Menschen ansprechen, denen Religion vermeintlich fremd ist. Rudolf Hubert: „Die ‚Pilger der Hoffnung‘ miteinander ins Gespräch zu bringen, das ist das Anliegen dieses Kreises. Er ist für all jene offen, für die dieser Verkündigungsdienst Sache des Herzens und des Verstandes gleichermaßen ist.“

Für den Rahner-Kenner Rudolf Hubert widerstreiten Rahners Denkwege der Versuchung, sich als Kirche in das Versteck der Gleichgesinnten zurückzuziehen. Auch der neue Rahnerkreis will das nicht. „Wir nehmen nur das mit, was wir nach außen tragen können“, sagt Diakon Jörg Kleinewiese. Dompropst Berthold Bonekamp: „Was wir wieder brauchen, ist Glaubwürdigkeit und Sprachfähigkeit. Wir müssen den Glauben niederschwellig erfahrbar machen und ins Bewusstsein bringen.“ Kontakt: E-Mail: rudolf.hubert-privat@gmx.de

//ANDREAS HÜSER

Kirchbauten aus besseren Zeiten

Fünf Kirchen im Erzbistum werden 25 Jahre alt. Aufbrüche wie damals sind rar geworden. Doch das ist kein Grund, nicht zu feiern. In Quickborn jedenfalls zählt die Freude am Moment.

Nein, leicht fiel Astrid Bark (47) vom Gemeindeteam der Abschied von der alten Marienkirche nicht. In ihrer Jugend war das Gebäude ihr zweites Zuhause. Deshalb war Bark „echt traurig, als die alte Kirche abgerissen werden sollte“ – und der Abschied ein Prozess. Doch die Zustände waren nicht mehr tragbar. Die Menschen standen oft dichtgedrängt „wie Gurken im Glas“, sagt einer. Auch die Eingänge waren zu klein.

So gab es ab Ende der 1980er Jahre unter Pfarrer Heinrich Hülsmann Überlegungen, die 1953 konsekrierte Kirche zu ersetzen und das Bistum Osnabrück stieg mit ein. 1996, ein Jahr nach der Gründung des Erzbistums Hamburg, kam Pfarrer Wolfgang Guttman in die Gemeinde. Nach etwas Bedenkzeit entschloss sich der gebürtige Hamburger, der jetzt im Ruhestand lebt, „dieses ganz, ganz außergewöhnliche Projekt“ umzusetzen. Es dauerte, bis in den Entwurf alle Wünsche eingearbeitet waren. Es sollte ein Bau für die Gegenwart und Zukunft werden, modern und hell. Licht und Wasser als Elemente der Schöpfung sollten architektonisch einfließen.

„Zwei Jahre geplant, zwei Jahre gebaut, weitere drei Jahre abbezahlt: Nach insge-

samt sieben Jahren war das Werk der neuen Quickborner St.-Marien-Kirche vollendet“, schreibt Pfarrer Guttman in der Festschrift. Kostenpunkt: fast fünf Millionen D-Mark. Alle unterstützen die Gemeinde, die selbst unzählige Benefizaktionen organisierte. „Die Quickborner Gemeinde war ein Traum“, schwärmt Guttman.

Heiko Kiehn, Pfarrer der Pfarrei Heiliger Martin, weiß, dass St. Marien eine Kirche ist, „die Ausstrahlungskraft hat, weit über unsere Gottesdienstgemeinde hinaus“. Dies sei ein Grund für Dankbarkeit und zum Feiern. Doch es ist eben auch eine Zeit, in der Kirchen geschlossen werden. Deshalb, so Kiehn, brauche es Menschen, die wie vor 25 Jahren dieses Projekt zu ihrem persönlichen Anliegen machten. Die Kraftanstrengung bestehe heute darin, „diese Kirche nicht nur äußerlich bestehen zu lassen, sondern mit Leben zu füllen“. Die Quickborner Gemeinde ist mit fast 2400 Seelen die kleinste der sechs Gemeinden der Pfarrei. Die 350 Plätze der Kirche sind nur noch selten voll belegt. „Zeigt auch, dass euch diese Kirche wertvoll ist und kommt!“, appelliert Kiehn. Selbst eine Kirche zu bauen, in diese Situation wird der 44-Jährige wohl nicht mehr kommen.



Foto: Wilhelm Brenzinger



Foto: Marco Heinen



Foto: Ralf Urbach

Die Kirchen im Uhrzeigersinn, oben beginnend: St. Marien – Hilfe der Christen (Quickborn), St. Petrus (Teterow), St. Christophorus (Westerland/Sylt), Maria Rosenkranzkönigin (Dömitz), Heilige Dreifaltigkeit (Kühlungsborn).

„Aber mein Anliegen ist auch eher, Gemeinden zu bauen. Menschen für das Evangelium zu begeistern, sie stark zu machen, dass sie sich treffen und ihren Glauben miteinander leben und teilen.“

An Christi Himmelfahrt wird in Quickborn um 11.15 Uhr ein Gottesdienst mit Weihbischof Horst Eberlein gefeiert, gefolgt von einem Fest der Begegnung. Für Astrid Bark geht es dabei auch darum, „dass dieses Gotteshaus einfach so viel Heimat gibt, was auch immer kommen wird in nächster Zeit“. Für sie steht fest: „Es ist eine große Feier der Dankbarkeit, eine Feier des Lebens im Hier und Jetzt, eine Feier des Zusammenhalts und des Beisammenseins – und auch des Nichtvergessens, wo unsere Mitte ist.“ (hix)



Foto: Marco Heinen



Tätige Gesellen an der Ostsee

Eine eigene Gesellenherberge in der Hansestadt: Das war vor 100 Jahren das erste Projekt der **Rostocker Kolpingsfamilie**. Es blieb dabei. Wo immer tätige Hände gebraucht wurden, war Kolping da. Nicht nur in Rostock.

„Gott segne das ehrbare Handwerk!“ Mit diesem Gruß begannen die ersten Versammlungen der Rostocker Kolpingbrüder. 1925, vor hundert Jahren, hatten sich sieben Männer aus dem „St. Josef-Männerverein“ zu einer Gesellengruppe zusammengeschlossen. Ihr Plan war: In Rostock sollte wie in anderen Städten eine Gesellenherberge entstehen. Denn immer mehr fahrende Gesellen machten in der Hafenstadt Station und suchten nach einer Bleibe. Die sieben Rostocker warteten nicht lange. Sie richteten Räume in der „Notkirche“ neben der Christuskirche ein. Vier Jahre später konnte sich das Inventar sehen lassen: „Sechs eiserne Betten, sechs Strohsäcke, sieben Bettlaken, acht Handtücher, vier Liederbücher“, eine Hausordnung und nicht zu vergessen: Ein Kolpingbild, eingerahmt. Damals, anno 1929, hatte der Verein schon 30 Mitglieder. 268 Reisende übernachteten im Jahr 1930 in der bescheidenen Herberge.

Das war nicht alles. Lehrer gaben unentgeltlich Kurse in Rechnen und Rechtschreibung, jede zweite Woche war Gottesdienst und Kolpingsversammlung, es gab Vorträge, Tanzfeste, „Schinkentouren“ zu Christi



Foto: Archiv Kolpingsfamilie Rostock

Christi Himmelfahrt ist Wandertag: eine der legendären Kolping-Schinkentouren (wandern, essen und trinken) in den 1930er Jahren.



Foto: privat

Himmelfahrt, Bootsfahrten nach Schwaan, sogar eine eigene Theatergruppe.

Dem erfolgreichen Start folgte eine Krise. Die wachsende Kolpingsfamilie stellte 1932 den Antrag, ein eigenes Banner führen zu dürfen, um damit ein eigenständiger Verein zu werden. Als der Wunsch abgelehnt wurde, dankten Vorstand und Präses ab, die Gesellengruppe löste sich auf.

Kein Aufbau lief ohne Kolping

Aber es ging dann doch weiter. Mit neuen Aktivitäten. Eine Metallfachabteilung zur Weiterbildung wurde eingerichtet, auch eine Schusterabteilung. 1939 wurden wie überall in Deutschland auch in Rostock die katholischen Vereine verboten. Die Kolpingsbrüder waren aber wieder da, als 1945 die Folgen der NS-Diktatur bewältigt werden mussten. Sie arbeiteten beim Wiederaufbau der zerbombten Christuskirche mit, sie halfen heimkehrenden Soldaten und Flüchtlingen, ein neues Zuhause zu finden. Tatkräftige Handwerker wurden überall gebraucht. Etwa für den Bau einer zweiten und später einer dritten katholischen Kirche in Rostock (St. Josef, St. Thomas Morus).

Man wusste, dass man in der DDR ständig unter der Beobachtung der Staatssicherheit stand. Aber die Kolpingsfamilie – zu der seit 1982 auch Frauen gehörten – ließ sich dadurch nicht einschüchtern und wuchs weiter. Mitte der 90er Jahre entstand auch eine Kindergruppe. Mehr als 100 Mitglieder hatte die Familie damals.

Reise nach Kroatien 2024. Die Kolpingsfamilie Rostock vor der Kirche der kroatischen Märtyrer in Udbina.

Heute, 100 Jahre nach der Gründung, ist die Zahl der Mitglieder wieder gesunken. „Da geht es uns nicht anders als anderen Verbänden“, sagt der Vorsitzende Bernd Oelschlägel. „Die Älteren sind zum Teil in die Ewigkeit gerufen worden. Aber unsere Veranstaltungen sind immer noch gut besucht. Sie sind auch für alle offen.“ Und sie finden in allen drei Rostocker Gemeinden statt – oder im St. Franziskusheim in Brinkmansdorf, wo regelmäßig Volkslieder gesungen werden. Feste Größen im Familienleben sind die Maiwanderungen, die Gestaltung des Gründonnerstags und des Karfreitags, die Seniorentreffen, die Gottesdienste und nicht zuletzt die Reisen an Orte in ganz Europa, von Spanien bis Norwegen. Das Markenzeichen der Kolpingsbrüder und Schwestern ist geblieben. Hand anlegen, wo Tatkraft gebraucht wird. Deshalb blickt Bernd Oelschlägel optimistisch in die Zukunft.

Erst einmal wird gefeiert. Beginn der Hundertjahrfeier ist am Samstag, 31. Mai mit einer Andacht, Mittagessen, Schifffahrt und Grillen im Hof der Christuskirche. Am Sonntag, 1. Juni beginnt um 10.30 Uhr in der Christuskirche der Festgottesdienst mit Weihbischof Horst Eberlein.

// ANDREAS HÜSER

„Das Leben liegt in Scherben“

Für **Clemens Sedmak** und seine Familie ist das **Unvorstellbare** Wirklichkeit geworden: Ihr Sohn Jonathan hat sich mit 15 Jahren das Leben genommen. Nicht nur für ihn als **Vater**, sondern auch für ihn als **Theologen** ist seitdem **nichts mehr, wie es war**.

Von Susanne Haverkamp

„Die Pandemie hat Jonathan die Lebenskraft genommen“, sagt Clemens Sedmak. Fünfzehn Jahre und sieben Monate war er alt, als er starb, still, in der Nacht. „Unser sanfter Bub hat seine schlafenden Eltern weder gestört noch stören wollen.“ Aber er hat ihr Leben auf immer in zwei Phasen geteilt: in ein Davor und ein Danach. „Das Leben liegt in Scherben“, sagt Sedmak (53). „Da ist etwas, das wird nie wieder heil. Jedes Jahr am Geburts- und Todestag bricht es wieder auf. Und eigentlich an jedem Tag.“

Solche Sätze sagt der Theologe im Video-Interview – und er schreibt sie in seinem Buch „Wenn das Unvorstellbare geschieht“. Warum ein Buch, vier Jahre nach dem Suizid des Sohnes? „Wenn so etwas passiert, muss man mit den Werkzeugen zurechtkommen, die man hat“, sagt Sedmak. „Meine Frau malt, ich schreibe.“ Dabei ist das Schreiben für ihn mehr als Therapie oder Trauerarbeit. „Ich habe gemerkt, dass danach vieles auf dem Prüfstand stand“, sagt er, „auch meine Theologie. Das Buch ist das Ergebnis des intensiven Nachforschens.“

Was den Professor für Sozialethik heute umtreibt, ist die Brüchigkeit des Lebens und was sie für das Denken und den Glauben bedeutet. „Früher hatte ich eine viel größere Denksicherheit“, sagt Sedmak. Es sei ihm mehr um feste Glaubenssätze gegangen, um Unumstößliches: „Heute habe ich mehr Fragen als Antworten.“ Auch was Gott und Theologie betrifft. „Was wissen wir denn schon?“, fragt er.

*»Es mag euch
trösten, dass ihr diese
Sicherheit habt.
Ich habe sie nicht!«*

Diese Ungewissheit sieht Sedmak aber nicht als Nachteil. „Jonathans Tod ist eine Wunde, die nie heilen wird“, sagt er. „Aber aus ihr kann Heilvolles wachsen.“ Dieses Heilvolle ist für den Österreicher zum Beispiel ein anderer Blick auf das Leben: „Ich weiß jetzt, dass ich vieles nicht so wichtig nehmen will.“

Das hat Folgen, auch in seinem Beruf an der katholischen Universität Notre-Dame im US-Bundesstaat Indiana. „Wir gelten als eine Elite-Uni, nur neun Prozent der Bewerberinnen und Bewerber werden angenommen“, sagt er. „Bei uns herrscht wahnsinniger Leistungsdruck, viele Studierende haben psychische Probleme, zum Beispiel Essstörungen.“ Hier will er gegensteuern. „Ich versuche ganz bewusst, Druck rauszunehmen“, sagt Sedmak. Schließlich sei er „Teil dieser Leidensgemeinschaft“.

Seine neue Art, zu fragen, statt zu dozieren, kommt nicht bei allen gut an. „Diejenigen unserer Studierenden, die sehr gläubig sind, wollen oft absolute Sicherheit und definitive Antworten“, sagt er. Sie hätten aber Respekt davor, dass seine Lehre aus einer existenziellen Erfahrung gespeist wird: „Ich sage ihnen ganz offen: ‚Es mag

ZUR PERSON

Clemens Sedmak stammt aus Österreich. Er ist Professor für Sozialethik an der University of Notre Dame (USA) und Leiter des Zentrums für Ethik und Armutsforschung der Universität Salzburg. Über seine veränderte Theologie nach dem Suizid seines Sohnes Jonathan hat er ein Buch geschrieben: *Wenn das Unvorstellbare geschieht. Durchbrochenes Denken und theologische Vorstellungskraft*. Herder, 264 Seiten, 24 Euro





Der Theologe Clemens Sedmak sagt: „Früher hatte ich eine viel größere Denksicherheit.“

Foto: Matt Cashore

euch trösten, dass ihr diese Sicherheit habt. Ich habe sie nicht!“

Auch die derzeitige politische Situation in den USA sieht Sedmak gelassener, als er es früher getan hätte. „Ich erwarte nicht zu viel von dieser Welt“, sagt er. „Ich glaube nicht, dass sie das Heil bringt, und erwarte keine letzten Antworten von der Politik.“

Das gilt auch für andere Krisenherde dieser Welt. „Ich habe kürzlich ein Seminar organisiert, in dem Menschen aus zehn Ländern und aus verschiedenen Hintergründen zusammengekommen sind, um über das zu sprechen, was sie alle eint: dass sie disruptive, transformative Erfahrungen selbst gemacht haben.“ Aus der Ukraine seien Teilnehmer angereist, aus dem Libanon, aus Irland. Manche hätten Angehörige verloren, andere ihre Heimat. „Wir wollen herausfinden, wie solche Erfahrungen eine Quelle der Weisheit sein können“, sagt Sedmak.

Und wie ist es mit seinem persönlichen Glauben? Hat der sich verändert durch den Suizid seines Sohnes? „Nicht in dem Sinne, dass wir mit Gott gerungen hätten“, sagt der Theologe. Er habe auch nie daran gezweifelt, dass es dereinst ein Wiedersehen mit Jonathan geben wird. „Ich weiß gar nicht, wie wir seinen Tod ohne diesen festen Glauben hätten

ertragen können“, sagt er. Für ihn ist seine Familie immer noch fünfköpfig: „Drei Kinder, eines davon ein Himmelskind.“

Manchmal sei er diesem Kind sogar besonders nah: „Dann habe ich das Gefühl, ich sei mit einem Bein schon woanders.“ Nach einem Verlust merke man noch stärker, dass man „Gast auf Erden“ ist. Was sich eher geändert habe, sei die Innerlichkeit seines Glaubens: „Ich frage mich: Welche Beziehung habe ich zu Gott? Und nicht: Welche Beziehung habe ich zu normativen Texten?“

Und dann erzählt Sedmak noch von den vielen Briefen, die die Familie nach Jonathans Tod bekommen hat. Ein „kostbarer Schatz“ seien sie, sagt er. Auch wenn manche Formulierung für ihn schwierig war. Zum Beispiel die mit dem Bezug auf den Satz aus der Emmaus-Geschichte, dort, als Jesus noch unerkannt den wandernden Jüngern alles erklärt und fragt: „Musste dies nicht alles geschehen ...?“

Und? Musste es geschehen? Nein, sagt Sedmak, er glaube nicht an diese Form von Vorherbestimmung: „Aber ich glaube, dass nichts, was wir erleben, umsonst ist.“ Und so kann eben auch aus Jonathans Tod, dieser unheilbaren Wunde, für seine Familie und für weitere Menschen Heilvolles wachsen. ●

»Ich glaube, dass nichts, was wir erleben, umsonst ist.«



6. Sonntag der Osterzeit

PSALM NACH DER ERSTEN LESUNG

Ps 67,2–3.5–6.7–8

**DIE VÖLKER SOLLEN DIR DANKEN, O GOTT,
DANKEN SOLLEN DIR DIE VÖLKER ALLE**

Alles ist bereit. Wenn sich ein
Mensch auf die Reise macht,
bleiben andere zurück, die ihn
vermissen.

Wenn ihr mich liebtet, würdet ihr euch freuen, dass ich zum Vater gehe

EVANGELIUM

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Wenn jemand mich liebt, wird er mein Wort halten; mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und bei ihm Wohnung nehmen. Wer mich nicht liebt, hält meine Worte nicht. Und das Wort, das ihr hört, stammt nicht von mir, sondern vom Vater, der mich gesandt hat. Das habe ich zu euch gesagt, während ich noch bei euch bin. Der Beistand aber, der Heilige Geist, den der Vater in meinem Namen senden wird, der wird euch alles lehren und euch an alles erinnern, was ich euch gesagt habe.

Frieden hinterlasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; nicht, wie die Welt ihn gibt, gebe ich ihn euch. Euer Herz beunruhige sich nicht und verzage nicht. Ihr habt gehört, dass ich zu euch sagte: Ich gehe fort und komme wieder zu euch. Wenn ihr mich liebtet, würdet ihr euch freuen, dass ich zum Vater gehe; denn der Vater ist größer als ich. Jetzt schon habe ich es euch gesagt, bevor es geschieht, damit ihr, wenn es geschieht, zum Glauben kommt.

// JOHANNESVANGELIUM 14,23-29

ERSTE LESUNG

In jenen Tagen kamen einige Leute von Judäa herab und lehrten die Brüder: Wenn ihr euch nicht nach dem Brauch des Mose beschneiden lasst, könnt ihr nicht gerettet werden.

Da nun nicht geringer Zwist und Streit zwischen ihnen und Paulus und Barnabas entstand, beschloss man, Paulus und Barnabas und einige andere von ihnen sollten wegen dieser Streitfrage zu den Aposteln und den Ältesten nach Jerusalem hinaufgehen.

Da beschlossen die Apostel und die Ältesten zusammen mit der ganzen Gemeinde, Männer aus ihrer Mitte auszuwählen und sie zusammen mit Paulus und Barnabas nach Antiochia zu senden, nämlich Judas, genannt Barsabbas, und Silas, führende Männer unter den Brüdern. Sie gaben ihnen folgendes Schreiben mit:

Die Apostel und die Ältesten, eure Brüder, grüßen die Brüder aus dem Heidentum in Antiochia, in Syrien und Kilikien. Wir haben gehört, dass einige von uns, denen wir keinen Auftrag erteilt haben, euch mit ihren Reden beunruhigt und eure Gemüter erregt haben. Deshalb haben wir einmütig beschlossen, Männer auszuwählen und zusammen mit unseren geliebten Brüdern Barnabas und Paulus zu euch zu schicken, die beide für den Namen Jesu Christi, unseres Herrn, ihr Leben eingesetzt haben. Wir haben Judas und Silas abgesandt, die euch das Gleiche auch mündlich mitteilen sollen.

Denn der Heilige Geist und wir haben beschlossen, euch keine weitere Last aufzuerlegen als diese notwendigen Dinge: Götzenopferfleisch, Blut, Ersticktes und Unzucht zu meiden. Wenn ihr euch davor hütet, handelt ihr richtig. Lebt wohl!

// APOSTELGESCHICHTE 15,1-2.22-29

ZWEITE LESUNG

Ein Engel entrückte mich im Geist auf einen großen, hohen Berg und zeigte mir die heilige Stadt Jerusalem, wie sie von Gott her aus dem Himmel herabkam, erfüllt von der Herrlichkeit Gottes. Sie glänzte wie ein kostbarer Edelstein, wie ein kristallklarer Jaspis.

Die Stadt hat eine große und hohe Mauer mit zwölf Toren und zwölf Engeln darauf. Auf die Tore sind Namen geschrieben: die Namen der zwölf Stämme der Söhne Israels. Im Osten hat die Stadt drei Tore und im Norden drei Tore und im Süden drei Tore und im Westen drei Tore. Die Mauer der Stadt hat zwölf Grundsteine; auf ihnen stehen die zwölf Namen der zwölf Apostel des Lammes.

Einen Tempel sah ich nicht in der Stadt. Denn der Herr, ihr Gott, der Herrscher über die ganze Schöpfung, ist ihr Tempel, er und das Lamm. Die Stadt braucht weder Sonne noch Mond, die ihr leuchten. Denn die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie und ihre Leuchte ist das Lamm.

// OFFENBARUNG 21,10-14.22-23

BIBELTEXTE FÜR DIE WOCHE

Mo. 26. Mai: Apg 16,11-15; Joh 15,26 – 16,4a | **Di. 27. Mai:** Apg 16,22-34; Joh 16,5-11 |

Mi. 28. Mai: Apg 17,15.22 – 18,1; Joh 16,12-15 | **Do. 29. Mai (Christi Himmelfahrt):** Apg 1,1-11; Hebr 9,24-28; 10,19-23; Lk 24,46-53 | **Fr. 30. Mai:** Apg 18,9-18; Joh 16,20-23a | **Sa. 31. Mai:** Apg 18,23-28; Joh 16,23b-28

Der Fingerzeig zum Himmel

In der **Stadt Gottes** gibt es keinen Tempel. Das erzählt die **Offenbarung des Johannes** an diesem Sonntag. Sie braucht keinen, sagt der Seher. Und es klingt, als ob Gotteshäuser **überflüssig** sind.

Von Ulrich Waschki

Kneipe, Kirche, Bäckerei: So sieht in vielen Dörfern noch immer der Ortskern aus. Und selbst in Städten bilden die Kirchen mit ihren Vorplätzen oft das Zentrum im Stadtviertel. Rund 42000 Kirchengebäude besitzen katholische und evangelische Kirche in Deutschland. Viele von ihnen sind bald



Foto: imago/imagobroker/Oliver Gerhard

Mitte des Dorfes: die Kirche in Hohenseefeld in Brandenburg

überflüssig, weil Gläubige und Geld fehlen. Vor allem in den letzten Jahren hat die Zahl der aufgegebenen Kirchen stark zugenommen, insgesamt ist sie aber noch überschaubar: 650 katholische Kirchen wurden seit Anfang des 20. Jahrhunderts als Gottesdienstorte aufgegeben, 239 wurden

verkauft, 177 abgerissen, schrieb 2024 die Deutsche Bischofskonferenz.

Für die betroffenen Gemeinden und den jeweiligen Ort ist die Aufgabe einer Kirche ein schmerzhafter Prozess. In der zweiten Lesung des 6. Sonntags der Osterzeit ist die Stadt ohne Tempel dagegen eine Glücksvision: In der Offenbarung des Johannes wird das himmlische Jerusalem beschrieben, „erfüllt von der Herrlichkeit Gottes“ und glänzend „wie ein kostbarer Edelstein“. Eine große Mauer hat die Stadt und zwölf Tore, um alle Völker der Erde einlassen zu können. Sie ist offen für alle. „Einen Tempel sah ich nicht in der Stadt“, heißt es im Text. „Denn der Herr ist ihr Tempel, er und das Lamm.“ Weil die ganze Stadt von Gottes Gegenwart erfüllt ist, weil das Licht Jesu in ihr leuchtet, braucht sie keinen Tempel. Gott selbst ist da.

Davon sind wir in unserer Welt weit entfernt. Wir brauchen Tempel. Vor gut 11 000 Jahren haben Menschen begonnen, ihren Göttern Tempel zu bauen. Die frühen Christen mussten sich zunächst heimlich treffen, in ihren Wohnungen, also in Hauskirchen; auch Reste von unterirdischen Höhlenkirchen wurden gefunden. Doch nachdem mit dem Toleranzedikt von Mailand im Jahr 313 Kaiser Konstantin das Christentum offiziell zuließ, ging der Kirchbau richtig los. Eine

der ersten: Alt-St. Peter. Die Kirche über dem Grab des Apostels Petrus in Rom wurde bereits 324 gebaut. Wie später in muslimischen Ländern Kirchen in Moscheen umgewandelt wurden, übernahmen die Christen aber auch heidnische Tempel – wie etwa das berühmte Pantheon in Rom.

Vereine sorgen für Dorfkirchen

Allzu oft sollten Kirchen weniger Gott ehren als vielmehr die Größe, die Macht und den Reichtum ihres Erbauers demonstrieren. Kaiser Justinian I. soll nach dem Bau der Hagia Sophia im heutigen Istanbul ausgerufen haben: „Salomo, ich habe dich übertroffen.“ König Salomo hatte den ersten Tempel in Jerusalem erbaut.

Heute baut niemand mehr eine Kirche, um seine wirtschaftliche und politische Macht zu demonstrieren. Gerade berühmte Kirchen gleichen oft eher einem Museum als einem Gottesdienstraum. Im Petersdom in Rom Andacht zu finden, ist gar nicht so einfach. Und dort, wo Andacht möglich ist, in unseren normalen Dorf- und Vorstadtkirchen, wird sie immer weniger gesucht.

Und dennoch: Wir brauchen Kirchen. Aus vielerlei Gründen. So prägen Kirchen Ortsbilder. Warum sonst kümmern sich zum Beispiel in Brandenburg Vereine um den



Foto links: imago/Hanna Wagner; Foto rechts: knn/Lars Berg

Wenn Gott bei mir einzieht

Na, das ist ja schon eine Ansage: Jesus und sein Vater wollen bei mir „Wohnung nehmen“, das heißt, sie kommen nicht mal eben so zu Besuch, sondern wollen bei mir einziehen! Ich bin mir noch gar nicht so sicher, was ich davon halten soll.



Jetzt muss ich mich wohl entscheiden: Gebe ich den beiden den Haus Schlüssel – oder quartiere ich sie doch lieber im Hotel ein? Lade ich sie eventuell nur zur großen Familienfeier ein, weil es sich ja so gehört – und dann mögen sie bitte wieder gehen, damit wir unter uns bleiben? Dürfen sie auch all das Durcheinander bei mir sehen? Vielleicht sollte ich doch erst noch aufräumen ...

Ich glaube, Jesus weiß, was er sagt. Und er sagt eben nicht: Ich komme dich besuchen, sondern: Wir wollen bei dir wohnen. Und dann wird er wohl ahnen, worauf er sich da einlässt.

Zugegeben – wenn Gott bei mir wohnt, dann wird er sicher nicht den Mülleimer rausbringen oder das Badezimmer putzen. Und doch mag sich das Leben anders anfühlen. Ich bin nicht auf mich allein gestellt, sondern es ist einer da, der alle Wege mitgeht. Dann habe ich einen Freund an meiner Seite, der nicht erschrickt, wenn er die dunklen Seiten an mir wahrnimmt. Der bedingungslos an mich glaubt – sogar dann, wenn ich nicht mehr an mich glaube.

Was es von mir her braucht? Jedenfalls keine aufgeräumte Wohnung. Sondern nur meine Liebe, meine Sehnsucht, meine Offenheit. Ich muss nichts tun, machen oder leisten. Einfach nur bereit sein, ihn kommen zu lassen – und die Tür aufzumachen.

// ANDREA SCHWARZ
GEISTLICHE SCHRIFTSTELLERIN

Zentrum der Stadt:
die Kirche St. Anna
in Neuenkirchen
im Münsterland



Himmliche Pracht: der Freisinger
Dom in seiner Rokoko-Ausschmückung

Erhalt ihrer Kirche, obwohl es kaum noch christliches Leben im Ort gibt?

Kirchen sind Zufluchtsorte: In Kriegszeiten konnten sich Menschen hier vor Angreifern verschanzen. Heute kann man vor Regen und Kälte fliehen oder vor dem Lärm der geschäftigen Einkaufsstraße. Man kann sich in die leere Kirche setzen und die Stille genießen, die Gedanken schweifen lassen. Eine Kirche ist ein Ort, der eben anders ist. Viele – nicht alle – werden automatisch leiser, wenn sie eine Kirche betreten.

Kirchen sind Zeichen. Wie ein ausgestreckter Finger zeigen die Türme unserer Kirchen in den Himmel, ob in ihnen noch Gottesdienst gefeiert wird oder nicht. So erinnern sie uns daran, dass es noch eine andere Dimension unseres Lebens gibt. Wenn manche Zeitgenossen die Religion vollends ins Private zurückdrängen wollen, sind die Kirchengebäude steinerne Zeugen religiöser Überzeugungen.

Ort der Verbindung mit Gott

Kirchen bieten Chancen. Ohne Gemeinschaft, ohne gemeinsame Rituale und ohne Ort besteht die Gefahr, dass sich der Glaube still und leise, aber langsam und stetig aus dem Leben verabschiedet. Er verdunstet. So geben Kirchen die Möglichkeit, sich

wieder mit dem Glauben zu befassen, dem Geheimnis Gottes nachzuspüren. Und Menschen nutzen das. In vielen Kathedralen und Innenstadtkirchen zeigen die Kerzenständer voll mit kleinen Lichtern: Menschen suchen einen Ort, an dem sie ihre Bitten formulieren können. Auch, wenn sie vielleicht nicht genau wissen, woran hier geglaubt wird.

Das gilt sogar, wenn sie nur aus touristischen Gründen eine Kirche besuchen. So trifft man in den berühmten Kathedralen der anglikanischen Kirche in England oft auf ehrenamtliche Kirchenwächter. Freundlich und voll motiviert gehen sie auf die Besucherinnen und Besucher zu, sprechen sie an und bieten sich an, Fragen zu beantworten. Manchmal entwickeln sich diese Kontakte von einer touristischen Erklärung zu einer kurzen Katechese. Diese Menschen stecken an mit ihrer Freundlichkeit und ihrem Engagement – ein kleines Glaubenszeugnis einer finanziell schwachen Kirche in einem säkularisierten Land.

Einen Tempel sah ich nicht in der Stadt? Nein, vom himmlischen Jerusalem sind wir weit entfernt. Noch brauchen wir Orte, die uns mit einer anderen Wirklichkeit verbinden, die in den Himmel zeigen, uns zur Ruhe kommen lassen und anregen, mit Gott in Verbindung zu treten. ●

Miteinander beten
und miteinander
leben: Eindruck vom
Weltjugendtag
2023 in Lissabon

7. Sonntag der Osterzeit

PSALM NACH DER ERSTEN LESUNG

Ps 97,1–2.6–7.9 u. 12

**DER HERR IST KÖNIG, ER IST
DER HÖCHSTE ÜBER DER GANZEN ERDE**

Alle sollen eins sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast

EVANGELIUM

In jener Zeit erhob Jesus seine Augen zum Himmel und sprach: Heiliger Vater, ich bitte nicht nur für diese hier, sondern auch für alle, die durch ihr Wort an mich glauben. Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir bin, sollen auch sie in uns sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast.

Und ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast, damit sie eins sind, wie wir eins sind, ich in ihnen und du in mir. So sollen sie vollendet sein in der Einheit, damit die Welt erkennt, dass du mich gesandt hast und sie ebenso geliebt hast, wie du mich geliebt hast.

Vater, ich will, dass alle, die du mir gegeben hast, dort bei mir sind, wo ich bin. Sie sollen meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast, weil du mich schon geliebt hast vor Grundlegung der Welt.

Gerechter Vater, die Welt hat dich nicht erkannt, ich aber habe dich erkannt und sie haben erkannt, dass du mich gesandt hast. Ich habe ihnen deinen Namen kundgetan und werde ihn kundtun, damit die Liebe, mit der du mich geliebt hast, in ihnen ist und ich in ihnen bin.

// JOHANNESVANGELIUM 17,20–26

ERSTE LESUNG

In jenen Tagen blickte Stephanus, erfüllt vom Heiligen Geist, zum Himmel empor, sah die Herrlichkeit Gottes und Jesus zur Rechten Gottes stehen und rief: Siehe, ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen.

Da erhoben sie ein lautes Geschrei, hielten sich die Ohren zu, stürmten einmütig auf ihn los, trieben ihn zur Stadt hinaus und steinigten ihn. Die Zeugen legten ihre Kleider zu Füßen eines jungen Mannes nieder, der Saulus hieß.

So steinigten sie Stephanus; er aber betete und rief: Herr Jesus, nimm meinen Geist auf! Dann sank er in die Knie und schrie laut: Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an! Nach diesen Worten starb er.

// APOSTELGESCHICHTE 7,55–60

ZWEITE LESUNG

Ich, Johannes, hörte eine Stimme, die zu mir sprach: Siehe, ich komme bald und mit mir bringe ich den Lohn und ich werde jedem geben, was seinem Werk entspricht.

Ich bin das Alpha und das Omega, der Erste und der Letzte, der Anfang und das Ende. Selig, die ihre Gewänder waschen: Sie haben Anteil am Baum des Lebens und sie werden durch die Tore in die Stadt eintreten können.

Ich, Jesus, habe meinen Engel gesandt als Zeugen für das, was die Gemeinden betrifft. Ich bin die Wurzel und der Stamm Davids, der strahlende Morgenstern.

Der Geist und die Braut aber sagen: Komm! Wer hört, der rufe: Komm! Wer durstig ist, der komme! Wer will, empfange unentgeltlich das Wasser des Lebens!

Er, der dies bezeugt, spricht: Ja, ich komme bald. Amen. Komm, Herr Jesus!

// OFFENBARUNG 22,12–14.16–17.20

BIBELTEXTE FÜR DIE WOCHE

Mo. 2. Juni: Apg 19,1–8; Joh 16,29–33 | Di. 3. Juni: Apg 20,17–27; Joh 17,1–11a |

Mi. 4. Juni: Apg 20,28–38; Joh 17,6a.11b–19 | Do. 5. Juni: Apg 26,19–23; Joh 15,14–16a.18–20 |

Fr. 6. Juni: Apg 25,13–21; Joh 21,1.15–19 | Sa. 7. Juni: Apg 28,16–20.30–31; Joh 21,20–25

Was wäre, wenn ...

Am Ende der Osterzeit stehen die letzten Sätze der Bibel auf dem Leseplan: „**Komm, Herr Jesus!**“, so schließt die Offenbarung des Johannes. Geradezu flehentlich haben die ersten Christen darauf gehofft, **dass Jesus wiederkommt** und die Erlösung vollendet. Heute wirkt diese Vorstellung fast wie **Science Fiction**.

Von Susanne Haverkamp

Zugegeben, es ist ungewöhnlich, einen Beitrag in diesem Magazin mit dem Blick ins Star-Trek-Universum zu beginnen. Ich gebe zu: Ich mag Raumschiff Enterprise. Immer mal wieder schaue ich Folgen der „Nächsten Generation“, das sind die Männer und Frauen, die unter Captain Jean-Luc Picard fliegen. Am besten finde ich die Folgen, in denen es um Philosophie geht, um Konzepte des Zusammenlebens, um Religion. Zum Beispiel die, die ich kürzlich gesehen habe.

Im Mittelpunkt stand Lieutenant Worf, Sicherheitschef der Enterprise. Worf ist Klingone, und für ihn sind seine heimische Kultur und Religion sehr wichtig. Dazu gehört, dass die Klingonen auf die Rückkehr von Kales warten, das ist ihr Heiland und Erlöser. Wie Jesus unter Menschen lebte er unter Klingonen, tat Wunder, predigte, hatte Jünger. Wie Jesus fuhr er eines Tages gen Himmel und versprach seine Wiederkunft. Die sogenannten Wächter, zölibatäre, klösterliche Männer, sind diejenigen, die seit 1500 Jahren Tag für Tag darauf warten und darum beten: „Komm, Kales!“

Science-Fiction-Geschichten sind gar nicht so selten vom Christentum inspiriert. Das Spannende daran ist, dass sie bekannte Traditionen weiterspinnen – und das kann durchaus anregend sein. So wie hier, denn schließlich warten auch wir seit 2000 Jahren auf die Wiederkunft des Erlösers. Jedenfalls bekennen wir das im Credo: „... auf-

gefahren in den Himmel. Von dort wird er kommen ...“ Und in der Lesung dieses Sonntags bittet der Seher Johannes inständig: „Komm, Herr Jesus!“ Dass das der letzte Satz der ganzen Bibel ist, macht ihn nicht weniger bedeutsam.

Aber was wäre, wenn er käme? Vielleicht wäre es so wie im Film, da geht die Story so: Worf, dem einzigen Klingonen unter Menschen, fällt es nicht leicht, seinen Glauben zu bewahren. Deshalb geht er von Zeit zu Zeit nach Boret. An diesem heiligen Ort meditiert er mit den Wächtern, die versuchen, eine innere Verbindung zu Kales herzustellen. Auch dieses Mal beten sie innig, tief in der Versenkung – und dann steht Kales plötzlich vor ihnen. Und es ist keine innere Vision. „Ich bin zurück!“, sagt Kales. „Fasst mich doch an!“ Und auch einen Grund für seine Wiederkunft nennt er: „Mein Volk bekämpft sich in dummen, sinnlosen Kriegen untereinander. Ich bin gekommen, um es wieder zu führen.“

Eine Frage des Glaubens

Das könnte uns auch gefallen: dass Christus kommt, um sein Volk zu führen, um alle Kriege zu beenden und das Reich Gottes einzusetzen. Die frommen klingonischen



Fotos: imago images/Mary Evans, imago/depositphotos

Auch bei Star Trek warten viele auf die Rückkehr eines Erlösers. Etwa der Klingone Worf.

Wächter freuen sich jedenfalls und fallen auf die Knie. Nur Worf zweifelt. Doch Kales sagt ihm Dinge, geheime Gedanken, die nur der echte Erlöser wissen kann. „Ich möchte gerne glauben“, sagt Worf. Und Kales antwortet: „Das ist ein Anfang.“

Aber es geht nicht über diesen Anfang hinaus. Worf findet es seltsam, dass Kales nicht mehr ist als ein weiterer Heerführer,

Das Leben wird schön



„Schönheit wird die Welt retten“, schreibt Fjodor Michailowitsch Dostojewski in seinem Roman „Der Idiot“. Eine un-glaubliche Aussage! Schön wär's, wenn dies geschehen würde!? Der russische Dichter suchte ein Leben lang die Schönheit in dieser Welt. Jedes Jahr begab er sich nach Dresden, um in der Gemäldegalerie Alte Meister bei Raffaels wunderschöner Sixtinischer Madonna zu verweilen.

Gerade weil er in seinen Romanen die düsteren Seiten des Menschseins entfaltete, hielt er Ausschau nach der Schönheit, weil sie uns zu einem liebenden Dasein bewegt. Eine Grundhaltung, der ich gerne folge, auch angesichts von so vielen Kriegen auf dieser Welt.

Die Lesung aus der Apokalypse bestärkt mich zu dieser Gratwanderung. Das letzte Buch der Bibel ist in einer angstbesetzten Verfolgungszeit entstanden. Es enthält viele verwirrende, pessimistische Aussagen. Zugleich wird eine Hoffnungsbotschaft in die Härte des Lebens hineingewoben und mit biblischen Urbildern wie „Baum und Wasser des Lebens, Wurzel und Morgenstern“ verdeutlicht. Auch im staunenden Verweilen in der Schöpfung können wir die göttliche Gegenwart in allem erahnen.

Schön kann unser Alltag werden, wenn wir mitten in den Herausforderungen und Verunsicherungen regelmäßig einen Moment innehalten, himmelwärts schauen und uns verbinden mit all dem Schönen, das uns auch heute erwartet. Wir sind mehr als unsere Zukunftsängste, weil auch unser Leben gut und schön aufgehoben ist im tragenden Grund unseres Daseins, in Christus, unserem Wegbegleiter.

// PIERRE STUTZ
AUTOR, VORTRAGSREDNER
UND SPIRITUELLER LEHRER

chen Machtkämpfe aus – denn wenn er sein Volk führt, müssen andere ja zurück ins zweite Glied. Ein Lieblingsjünger rückt an seine Seite – auch eine begehrte Position. Und der Friede rückt schon im Kleinen in weite Ferne.

„Kommt, ihr Christen!“

Und dann geschieht noch einmal eine Wende. Denn ganz am Schluss fällt ein kluger Satz, einer, der deutlich macht, wie sinnlos die ganze Debatte ist. Und wie unnötig. Jemand sagt: „Wenn in Kales' Worten, die uns überliefert sind, so viel Weisheit, in seiner Philosophie so viel Ehre ist, welche Rolle spielt es dann, ob er zurückkehrt? Worauf es ankommt, ist, dass wir seinen Lehren folgen. Vielleicht sind die Worte viel wichtiger als die Person.“

Ein starker Gedanke, auch für uns Christen: Wenn in Jesu Worten so viel Weisheit, in seiner Predigt so viel Wahrheit ist, welche Rolle spielt es dann, ob er zurückkehrt? Worauf es ankommt, ist, dass wir seinen Lehren folgen. Wenn wir das wirklich tun, dann kann das Reich Gottes auf Erden zumindest ein wenig mehr Wirklichkeit werden.

„Komm, Herr Jesus!“, hat der Seher Johannes gebetet. Vielleicht sollte man 2000 Jahre später hinzufügen: „Kommt, ihr Christen!“ ●

der Kämpfer um sich schart. Der keine Fragen hören will, sondern unbedingten Gehorsam einfordert. Ist er vielleicht doch eine Täuschung, ein Verführer? „Wie wollen Sie ermitteln, ob er der echte Kales ist, wenn es keine empirischen Daten gibt“, fragt ein streng logisch denkender Kollege, als Worf am Ende seiner Auszeit einigermaßen verwirrt auf die Enterprise zurückkehrt. „Das ist keine Frage der Empirie“, antwortet der, „das ist eine Frage des Glaubens!“ Ob er aber glaubt oder nicht – daran zweifelt Worf weiter.

Ja, ich weiß, das ist nur eine amerikanische Science-Fiction-Serie. Aber übersetzen Sie die doch mal ins Christliche. Wie wäre es, wenn plötzlich einer erschiene und sagt: „Ich bin es. Ich, Jesus Christus. Ich bin wiedergekommen, wie ich es versprochen habe. Mein Volk bekämpft sich in dummen, sinnlosen Kriegen. Ich bin gekommen, um es zu führen.“ Was würde geschehen? Wer würde ihm glauben?

Im Film versucht jemand, doch einen naturwissenschaftlichen Beweis zu erbringen, ob Kales echt ist oder nicht. Es bre-



Eine Liebe fürs Leben

Uschi und Alfons Wanzek sind seit 55 Jahren verheiratet. Sie sind Eltern von sechs Kindern und Großeltern von fünfzehn Enkeln und zwei Urenkeln. Wie haben sie ihre **Beziehung** all die Jahrzehnte **lebendig gehalten**? Gibt es ein Erfolgsrezept?

Von Dorothee Wanzek

Alfons Wanzek sitzt neben seiner Frau Uschi auf der Wohnzimmercouch, teilt Eierschecke aus, eine Dresdner Kuchenspezialität, und beginnt, aus 55 Ehejahren zu erzählen. Seltener kommt auch sie zu Wort. Das verschmitzte Lächeln, mit dem sie ihn zwischendurch anschaut, verrät, dass sie darüber keinesfalls vergrämt ist. „Uschi und Alfons gehen nach all der Zeit noch immer achtsam miteinander um“, erzählt ein Freund der Familie, „beinahe mit der Zärtlichkeit eines frisch verliebten Paares.“ Mit der Autorin dieses Beitrags sind die Wanzeks aus Dresden übrigens nicht verwandt.

Ob die beiden ein Rezept haben, das ihre Liebe lebendig hält? Seit sie im Ruhestand sind und die Kinder eigene Wege gehen, nehmen sie sich wieder mehr Zeit für Zweisamkeit. Sie lädt ihn zu Spaziergängen ein. Oft spielen sie Kniffel, Qwirkle oder Rummikub und sind dann ganz bei der Sache. „Wir wollen beide gewinnen, ist doch klar“, sagt Alfons Wanzek mit einem



Schmunzeln. Womit sie sich beschäftigen, sei aber gar nicht entscheidend. Wichtiger sei die innere Haltung, bekräftigen beide. Die täglichen Aufgaben nicht einfach abzuarbeiten, sondern alles liebevoll füreinander zu tun, bringe Farbe in ihr Leben.

Schon als jung Verliebte sahen sie ihre Zukunft nicht allein in glückseliger Zweisamkeit. Ihnen sei klar gewesen, dass ihre Liebe nur bestehen und wachsen könne, wenn sie ihr Herz weiten. Dazu gehörte ihre Bereitschaft, eine Familie zu gründen, aber auch der Vorsatz, ein offenes Ohr zu haben für Nachbarn, Kollegen, Verwandte, für jeden in ihrer Umgebung, der sie braucht. Nicht zuletzt wollten sie sich miteinander in ihrem Glauben verankern. „Eine christliche Ehe zu führen, hieß für uns, Jesus Christus gewissermaßen als Dritten in unseren Bund aufzunehmen“, sagt Alfons Wanzek. Schon zu ihrer Verlobung hätten sie das in einer heiligen Messe feierlich versprochen.



Dass Uschi und Alfons Wanzek zufrieden auf ihr Leben schauen, merken auch ihre Enkelkinder. Sie malen ihnen Bilder wie dieses.

Fotos: Dorothee Wanzek

*„Dein Sohn hat dir
an den Kopf geworfen,
du seist nicht seine
Mutter.“*

Seither haben sie den Eindruck, durch ihr gemeinsames Leben geführt zu werden. Auf Rosen gebettet waren sie dabei nie. Das wird klar, als sie von beengten DDR-Wohnverhältnissen und lebensbedrohlichen Krankheiten berichten und von ihrem schwersten Schicksalsschlag, der sie vor 22 Jahren traf. Das jüngste ihrer sechs Kinder, Barbara, eine Nachzüglerin, starb mit 17 Jahren nach einem Verkehrsunfall.

Sie beten für alle

„Oft haben wir gerade im tiefsten Schmerz gespürt, dass Gott uns trägt und inneren Frieden schenkt“, sagt Alfons Wanzek. „Wenn wir uns durchringen, ihm unser Ja zu sagen, haben wir es bisher jedes Mal geschafft, die Kreuze, die er uns zumutet, auch zu tragen“, ergänzt seine Frau. Ihr helfe es, sich an Maria, die Mutter Jesu, zu erinnern. Die habe ja auch nie genau gewusst, was kommt, war Gott gegenüber aber trotzdem großzügig. Der Dresdnerin tut es gut, in schweren Momenten wie in den Alltagsmühen, etwa während der Pubertät ihrer Söhne, in Gedanken mit Maria zu plaudern: „Du kennst das ja auch alles. Dein Sohn hat dir an den Kopf geworfen, du seist nicht seine Mutter, du solltest den Mund halten ...“

Erst kürzlich hat sich ihr Gottvertrauen wieder einmal bewährt. Sie schob die eigene Hüftoperation trotz Schmerzen ein Jahr lang auf, um ihren Mann bei seiner Chemotherapie nicht alleinzulassen. Wie eine Belohnung empfindet sie, dass sie jetzt wieder schmerzfrei läuft. Die Reha konnten sie zusammen antreten und wurden zu Gesprächspartnern für Mitpatienten, wie für den Mann, dessen Partnerin verstorben war.

In der Messfeier, mit der sie seit Jahren jeden Tag beginnen, beten sie nicht nur für die eigene Familie, sondern für alle, die ihnen den Tag über begegnen werden. Abends kommt es ihnen dann oft vor, als habe Gott ihnen Menschen gezielt über den Weg geschickt. Mit ihrem Alter wächst auch die Dankbarkeit für ihr Leben, in dem sie sein Wirken wahrnehmen. Auch ihre Gegensätzlichkeit empfinden sie inzwischen als sein Geschenk. Er, der Redefreudige, Ungeduldige, und sie, bedächtig und begabt im Zuhören, sind dadurch immer neu herausgefordert, über sich hinauszuwachsen. Sogar wenn sie sich an ihre Tochter Barbara erinnern, mischt sich in ihren Schmerz auch Dankbarkeit. Wie reif sie trotz ihrer jungen Jahre bereits war, wurde ihnen erst bewusst, als sie tot war. „Sie wurde uns für 17 Jahre geschenkt“, sagen sie. „Das heute so sehen zu können, ist ein weiteres Geschenk“, fügt Alfons Wanzek hinzu. „Das wünschen wir allen, die Ähnliches erlebt haben, von Herzen.“ ●

Mit diesem Text endet unsere Herzserie. Unsere neue Serie stellen wir Ihnen in der nächsten Ausgabe vor.

DAS IST MIR HEILIG



Foto: privat

Kreuz und Menora

Er ist uns heilig, der siebenarmige Leuchter aus der jüdischen Tradition, die Menora. Aus dem Nachlass einer Kollegin wurde er uns vor Jahren überlassen. Sein Platz ist in unserer Wohnung ganz in der Nähe des Kreuzifixes. Das frühere Schicksal dieses schlichten Exemplars aus Messing ist uns nicht bekannt. Die Vorbesitzerin hatte ihn in einem Antiquitätenladen des sozialistischen Handels erworben. Vielleicht ist er das einzige verbliebene Zeugnis der Existenz einer jüdischen Familie in Magdeburg.

Kreuz und Menora – beides sind Symbole des Lebens. Ein fünf Meter hohes Exemplar ragt vor dem Parlament Israels, der Knesset, in Jerusalem auf. Ein noch größeres Monument steht in Birobidschan im fernsten Osten Russlands. Stalin hatte dort seinen ungeliebten jüdischen Untertanen in den 1930er Jahren ein autonomes Siedlungsgebiet zugewiesen. Es existiert noch heute wie eine Insel in der Taiga. Halleluja!

**// ALFONS UND WALDTRAUDT
ERLE, MAGDEBURG**

**Was ist Ihnen heilig?
Schreiben Sie uns!**
Verlagsgruppe Bistumspresse,
Heilig, Postfach 26 67,
49016 Osnabrück oder an:
heilig@bistumspresse.de

Jesus auf Bollerwagentour

Die einen beharren darauf, dass der Tag **Christi Himmelfahrt** heißt. Die anderen wollen einfach nur **Spaß haben**. Doch auch wer lieber **Vatertag** feiert, hat etwas von der christlichen Botschaft verstanden.



Foto: image/funkle Foto Services/Svenja Hanusch

Mit Bier und Bollerwagen – so feiert diese Gruppe Vatertag.

Vatertag oder Christi Himmelfahrt? Klar, für die meisten unserer Nachbarn spielt das christliche Fest keine große Rolle. Für sie ist „Himmelfahrt“ der Tag, an dem Männer mit Bollerwagen, Birkenzweig und Bierkasten durch die Gegend ziehen. Vatertag also.

Ein Vatertag läuft anders ab als ein Muttertag. Die Mutter möchte am Muttertag ihre Lieben um sich sehen. Der Vater will sie am Vatertag los sein, die Tür hinter sich zumachen und mit einer Meute von Gleichgeschlechtlichen verschwinden. Zum Mutterglück gehören Blumen, zum Vaterglück Flaschenbier.

Für die Kinder indes hat der Vatertag Vorteile: Sie müssen kein Gedicht aufsagen und kein Frühstück ans Bett bringen und nicht den ganzen Tag lieb zum Vater sein; denn der ist ja gar nicht da. Und es gibt schulfrei. Frei ist der 40. Tag nach Ostern aber nur, weil dann der kirchliche Feiertag Christi Himmelfahrt begangen wird.

Bekennende Christen pochen darauf: Christi Himmelfahrt ist Christi Himmelfahrt. Und es ärgert sie, wenn ringsum nur vom Vatertag die Rede ist. Dabei könnten beide Feste sich diesen Donnerstag in Frieden teilen. Jesus hatte zwar selbst keine Erfahrung als Vater. Aber gucken wir einmal genau hin: Ein bisschen haben die galiläischen Auftritte und Wanderungen Jesu den Charakter von Vater-

tagsausflügen. Sie ähneln den Bollerwagentouren der Männer jedenfalls mehr als viele Gemeindeabende, in denen artige Menschen in Stuhlkreisen still sitzen und fromme Gedanken teilen.

Wie war es bei Jesus? Eine Gruppe von Männern und Frauen lässt Familie und Job hinter sich, wandert in Feiertagsstimmung durch die Lande, trifft Menschen und erlebt abenteuerartige Dinge. Sicher, auch Jesus hat oft in den Synagogen gelehrt. Aber wir erfahren fast nie, was er dort gesagt hat. Entscheidend war, was vor der Synagogentür passierte: auf der Straße, am Seeufer, auf dem See, in diversen Häusern.

Wer Jesus begegnete, mit dem geschah etwas: die Menschen, die er ansprach und berührte, konnten wieder sehen, wieder gehen, oder wieder richtig leben. Mit Jesus unterwegs zu sein, war nie langweilig. Aber auch nie leicht. Und es wurde zunehmend gefährlich, für alle Beteiligten. Der Weg Jesu führte nach Jerusalem, zum Prozess, zur Folter und zum Tod. Jesus hat alles gegeben, um den Weg zum Vater freizumachen.

Ein Fest für alle

Zu Christi Himmelfahrt feiern wir, dass Jesus an sein Ziel kommt. Er gelangt an den Ort, der auch unser Ziel und unsere Heimat ist. Die elf Apostel, die die Himmelfahrt erlebt haben, waren erstaunlicherweise nicht entsetzt oder traurig, als der Auferstandene im Himmel verschwand. Sie „kehrten in großer Freude nach Jerusalem

zurück“. So steht es im Lukasevangelium (Lukas 24,52). Die Jünger wussten: Jesus ist uns nur vorausgegangen. Wir kommen hinterher.

Am Ende unseres Lebensweges steht der himmlische Vater, der anders ist als alle Mütter und Väter der Erde. Er ist nicht mit dem Bollerwagen weg, er ist zu Hause. Er hat schon lange auf uns gewartet. Die Wohnung ist einzugsbereit. Er wartet mit ausgestreckten Händen darauf, dass er seine Kinder in die Arme

schließen kann; zuerst seinen Sohn, dann die anderen. Darum geht es beim Fest Christi Himmelfahrt. Und deshalb ist der 40. Tag nach Ostern für alle Menschen ein Vatertag, ob sie nun Väter sind oder nicht.

// ANDREAS HÜSER

»Mit Jesus unterwegs zu sein, war nie langweilig. Aber auch nie leicht.«

ANFRAGE

Die zusammengestückelten Lesungen

Immer wieder fällt mir auf, dass Lesungstexte gestückelt werden (kürzlich: Lk 3,15–16.21–22). Wieso denn? Was ist anstößig oder den Zuhörern nicht zumutbar? Ich finde das unstatthaft.
// Fritz Anetsberger, Landshut

Sie sind mit Ihrer Kritik nicht allein. Egal, ob Bibelwissenschaftler oder Gottesdienstbesucher: Immer wieder wird die Auswahl und die Zusammenstellung der Lesungstexte kritisiert. Dabei hatten diejenigen, die dafür zuständig waren, sicher nur Gutes im Sinn.

Die erste gute Absicht: Die Lesungen sollen nicht zu lang sein, damit die Aufmerksamkeit der Zuhörenden nicht erlahmt. Deshalb werden Verse ausgelassen, allerdings so – heißt es in der Einführung ins Lektionar –, „dass der wesentliche Inhalt unverfehrt bleibt“. Ob das immer gelungen ist, darüber kann man streiten.

Für die Evangelien gibt es darüber hinaus gar nicht so selten Lang- und Kurzfassungen. Ein Klassiker ist am Ostersonntag die Ostererzählung nach Johannes. Langfassung: 20,1–18; Kurzfassung: 20,1–9. Weggelassen in der Kurzfassung ist die Begegnung von Maria Magdalena mit dem Auferstandenen – viele würden sagen: ein zentraler Teil

der Geschichte. Welche Fassung jeweils gelesen wird, entscheidet der Zelebrant.

Die zweite gute Absicht: die Zuhörenden nicht verwirren oder überfordern. In der Einführung ins Lektionar heißt es, dass manche Abschnitte „den einen oder anderen Vers enthalten, der aus seelsorglichen Erwägungen weniger vorteilhaft ist oder zu schwierige Probleme aufwirft“. Deshalb habe man diese weggelassen. Na ja, mag man kritisieren: Ein bisschen patriarchal-klerikal ist diese Begründung aus heutiger Sicht vielleicht schon.

Unstatthaft ist es hingegen nicht, schon deshalb, weil das Lektionar für den weltweiten Gebrauch von höchster päpstlicher Stelle approbiert ist – übrigens mit dem Hinweis, dass „die Tradition den Brauch, einzelne Verse auszulassen, schon lange kennt“. Formal gesehen wäre es eher unstatthaft, die Auslassungen im Gottesdienst selbstbestimmt wieder hineinzunehmen und etwa direkt aus der Bibel einen ganzen Abschnitt zu lesen. Das empfehlen manche Bibelwissenschaftler.

Mein Rat: zu Hause selbst in die Bibel schauen. Da erfährt man dann manchmal so manches Neue.

// SUSANNE HAVERKAMP

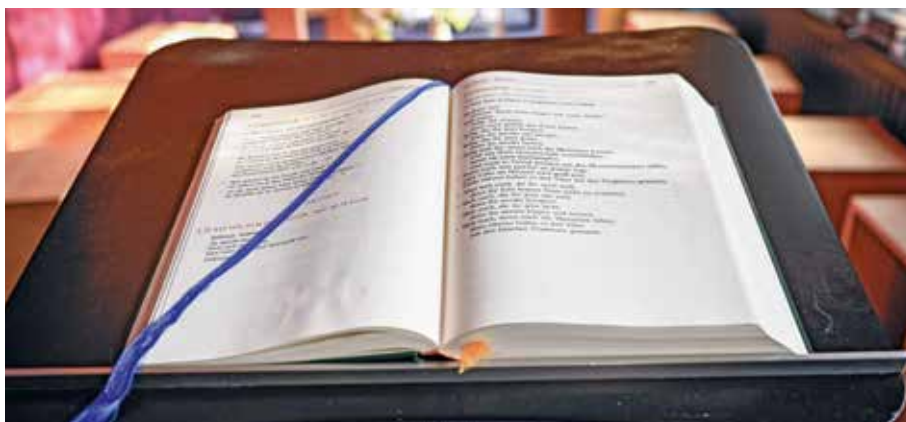


Foto: kna/Julia Steinbrecht

Liebe Leserin, lieber Leser, haben Sie Fragen zu Liturgie und Brauchtum, zu Kirchenrecht und Glaubenslehre? **Schreiben Sie an:** Verlagsgruppe Bistumspresse, „Anfrage“, Postfach 26 67, 49016 Osnabrück. Oder: redaktion@bistumspresse.de

BIBELRÄTSEL

Gott spricht zu den Heiden

Die Apostelgeschichte berichtet, dass sich keineswegs nur Jüdinnen und Juden für den Glauben an Jesus Christus interessieren. Immer mehr Heiden, also Nichtjuden, schließen sich den Christen an. Einige Gemeindemitglieder fordern deshalb: Wer an den Juden Jesus glaubt, muss auch nach jüdischem Brauch beschnitten werden (Seite 45). Das lehnt Petrus ab. Er ist überzeugt, dass Gott den Heiden schon seinen Geist gegeben hat. Denn was machte Gott nicht?

Wenn Sie es wissen, senden Sie die Lösung bitte bis zum 28. Mai an: Zentralredaktion, Bibelrätsel, Postfach 2667, 49016 Osnabrück, oder an: gewinnspiel@bistumspresse.de

Diese Woche zweimal zu gewinnen:



Johannes Eckert: Grenzenlos frei. Ermutigungen aus der Apostelgeschichte. Herder Verlag

Die ersten Christen lebten ihren Glauben ziemlich unbürokratisch. Darin sind sie Vorbild für die Kirche von heute.

Lösung vom 11. Mai:
Der Zauberer hieß Barjesus, übersetzt: Elymas (Apostelgeschichte 13, 6–8)
Gewonnen haben:
Barbara und Alfons Wingert, Schwerte;
Jakobine Attenberger, Wasserburg;
Anne Pöschl, Wetzlar

LEUTE



Der US-amerikanische **Kardinal Timothy Dolan** (75) meint, dass das gute Abendessen womöglich einen Teil zum schnellen Ausgang der Papstwahl bei-

getragen habe. „Es war ein hervorragender Anreiz, alles möglichst schnell abzuschließen“, sagte der Erzbischof von New York scherzhaft in einem Interview mit einer italienischen Zeitung. Sein Landsmann Robert Francis Prevost wurde im vierten Wahlgang zum neuen Papst Leo XIV. gewählt.

Für den neuen Außenminister **Johann Wadephul** (62) hat der christliche Glaube eine hohe Bedeutung.



„Ich bin glücklich, dass mir der christliche Glaube Zuversicht und Orientierung gibt“, sagte Wadephul der Frankfurter Allgemeinen Zeitung. Das wünsche er jedem. Gleichzeitig gelte aber: „Jeder soll nach seiner Façon glücklich werden.“ Wadephul hatte bei seinem Amtsantritt im Auswärtigen Amt seinen neuen Mitarbeitern Gottes Segen gewünscht. Dies sei ein „persönliches Statement“ gewesen, sagte der CDU-Minister.



Schriftstellerin **Ulla Hahn** (80) sagt, sie habe im Leben gelernt, durchzuhalten. Die Schriftstellerin, die vor allem durch ihre Lyrik und ihren Roman „Das ver-

borgene Wort“ bekannt wurde, kämpft sich nach einem Schlaganfall zurück ins Leben. Im Umgang mit Krankheit und Vergänglichkeit hat ihr persönlich auch festes Gottvertrauen geholfen. „Das gibt mir Kraft. Aber das muss man wohl in sich selbst finden, und ein Rat von außen kann da oft wenig helfen, denke ich“, sagte Hahn.



» Wenn der Papst jünger ist als ich, ist die Sache gelaufen – und das ist jetzt so.«

Entertainer Thomas Gottschalk über seinen Ausstieg aus dem Fernsehgeschäft zu seinem 75. Geburtstag am 18. Mai

dt. Schlagersänger (Costa) †			frei herabhängender Faden	englischer Frauenkurzname		Südstaat der USA			ehem. italienische Währung	Bluterguss
akkurat										
				die Gesetzbücher Mosis		„Killerwal“				
Pferdegangart			früh. Papstkrone						japan. Kampfsportart (Jiu-...)	
Brandrückstand						Speise in Gelee		Initialen der Migenes		
			franz. Departementst.		Teil des Mittelmeers					
französisch: Insel		Kurort in Graubünden						Abk.: Utah (USA)		
Impfstoffe					brennbares Gas		Brauch			
Prophet im A. T.	Oper von Verdi	Nachtlager		kirchlicher Bezirk						
				ehem. dt. Flugzeugtyp (Kzw.)		Unternehmensform (Abk.)				
Ansammlung kleiner runder Steine			asiatisches Wildrind							
Lungentätigkeit										

Auflösung des letzten Rätsels

G	A	K	S	T
E	X	E	R	Z
K	L	E	R	U
E	L	S	B	I
G	S	T	I	R
W	E	T	T	E
U	E	G	G	E
S	A	L	B	U
O	B	O	E	T
H	E	P	E	P
A	N	I	O	N
U	N	S	E	T
G	S	T	E	R

W-966

Nicht immer willkommen

Tidofeld – dieser Name eines Stadtteils im ostfriesischen **Norden** steht für die Geschichte vieler **Vertriebener** und Geflüchteter nach dem Zweiten Weltkrieg. Ein **Museum** erzählt davon.

Otilie Helms konnte richtig „wütend“ werden. Zum Beispiel, wenn „man heute über die Ausländer so abfällig spricht, dann erinnere ich mich genau an die Zeit, wo man über uns Flüchtlinge redete“. Denn auch sie hat bei Kriegsende ihre Heimat in Oberschlesien verlassen müssen, um sich im ostfriesischen Norden ein neues Leben aufzubauen. Mit durchaus wechselvollen Erfahrungen.

Helms gehörte zu den etwa 1200 Menschen, die von 1946 bis 1960 in Tidofeld gewohnt haben – nach dem Ende des Krieges eines der größten Aufnahmelager in Niedersachsen für Geflüchtete und Vertriebene. Insgesamt haben etwa 6000 Menschen das Lager durchlaufen. Mittendrin stand von Beginn an auch eine Kirche, die 1961 durch einen Neubau ersetzt wurde – die lutherische Gnadenkirche Tidofeld. Heute befindet sich darin eine Dokumentationsstätte, die an die Geschichte des Lagers erinnert und zugleich als Lern- und Friedensort die Bedeutung von Migration für Deutschland beleuchtet.

Das unterstreicht auch Hermann Queckenstedt als Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirats und Direktor des Diözesanmuseums in Osnabrück. „Flucht und Vertreibung sind heute noch angesichts der Konfliktherde in aller Welt bittere Realität“, sagt er. Daher wirkt das Bistum Osnabrück, vertreten durch die Kirchengemeinde St. Ludgerus in Norden und ihn selbst, an der Konzeption und dem Betrieb der Gedenkstätte mit. Für den Historiker Queckenstedt gilt es, das Erbe der Katholiken aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten nachhaltig zu dokumentieren, „ist es doch ein Beispiel für gelungene Integration nach anfänglich

durchaus konfliktgeladenem Neubeginn“. Aus katholischer Sicht habe darüber hinaus die Erinnerung an die Aufnahme der vietnamesischen „Boatpeople“ einen hohen Stellenwert, denn sie prägen heute den Katholizismus an der ostfriesischen Küste mit.

„Unser Land mit aufgebaut“

Geleitet wird die Gedenkstätte von Lennart Böhne. Er zeigt Gästen gern, was sie in der Gnadenkirche sehen. Und das sind nicht nur Exponate wie der zum Symbol gewordene Leiterwagen, sondern auch Alltagsgegenstände aus dem Leben der Menschen, Fotos und ein Modell des Lagers. Ein Wandfries mit Daten ordnet die Geschehnisse geschichtlich ein. Mehr noch als abstrakte Zahlen ziehen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen Besucher in ihren Bann. „Sie haben unser Land und unsere Gesellschaft mit aufgebaut“, sagt Böhne. An Hörstationen und in Videointerviews erzählen sie von ihrer Ankunft, vom Leben im Lager, von mühsamen Schritten in der neuen, nicht freiwillig gewählten Heimat. Nachdenklich machen diese Berichte, auch weil es nicht immer ein herzliches Willkommen war. Da drängen sich Parallelen zur Gegenwart auf.

Das ist durchaus Absicht, eine Station blickt auf die Migrationsbewegung unserer Zeit – zeigt Menschen, die aus Ländern mit Bürgerkriegen und Repressalien nach Europa fliehen. Nach Auffassung von Böhne gibt es eine fortwährende Aktualität.



Foto: Petra Diek-Münchow

Erinnern, mahnen: die Gedenkstätte Tidofeld

„Flucht ist ein menscheitsgeschichtliches Dauerthema“, sagt der Museumsleiter. „Da muss man nur die Bibel aufschlagen. Und 25 Prozent unserer Bevölkerung haben einen Migrationshintergrund.“ Die Dokumentationsstätte will dazu einen Debattenbeitrag leisten und bezieht auf der Grundlage christlicher Werte Stellung. Wie wollen wir Menschen begegnen, die bei uns Zuflucht suchen? Wie können wir Ausgrenzung entgegenwirken? Was macht eine humane Gesellschaft aus? „Flucht kann jeden treffen“, sagt Böhne. Tidofeld ist damit auch ein Plädoyer für Empathie und Friedenspolitik.

// PETRA DIEK-MÜNCHOW

ZUR SACHE

Die **Dokumentationsstätte Gnadenkirche Tidofeld** (Donaustraße 12 in Norden) hat donnerstags bis sonntags von 14 bis 17 Uhr geöffnet. Anmeldungen für Führungen unter Telefon 0 49 31/9 75 53 35 oder per E-Mail: info@gnadenkirche-tidofeld.org. Getragen wird die Einrichtung von einem Verein, zu dem als institutionelle Mitglieder das Bistum Osnabrück, der lutherische Kirchenkreis Norden, die Stadt Norden und der Landkreis Aurich gehören. Mehr Informationen im Internet: www.gnadenkirche-tidofeld.org

Von Macht und Märchen

Zum 40. Mal wird das DFB-Pokalfinale im **Berliner Olympiastadion** ausgetragen: eine historisch belastete Spielstätte und zugleich ein Ort der Begegnung und des Glaubens.

Von Andreas Kaiser



Es ist der vielleicht bekannteste Schlachtruf deutscher Fußballfans: „Berlin, Berlin, wir fahren nach Berlin!“ Als die DFB-Verantwortlichen 1984 entschieden haben, ab 1985 alle Pokalendspiele nur noch in Berlin auszutragen, wollten sie „damit auch ein Signal für die Einheit

Deutschlands setzen“, sagt Diakon und Fußballfan Gregor Bellin. Das Finale hat sich, seit es im Berliner Olympiastadion stattfindet, zum größten, alljährlichen Sportereignis der Republik entwickelt. Es lockt 75 000 Zuschauer ins Stadion und bis zu 15 Millionen Menschen vor die Fernsehbildschirme.

Der Katholik Bellin ist einer der besten Kenner des Olympiastadions. 1970 hat er hier sein erstes Länderspiel gesehen. Zudem ist der heute 65-Jährige seit gut 20 Jahren, neben seiner Hauptaufgabe als Krankenhausseelsorger, auch Stadionseelsorger. Seit 2006 verfügt das Olympiastadion über eine christliche Kapelle. Gemeinsam mit dem evangelischen Theologen Bernhard Felmborg leitet Bellin hier seither mindestens einen, manchmal sogar zwei ökumenische Gottesdienste vor den jährlich 17 Heimspielen von Hertha BSC. Die „Goldene Kapelle“ gilt als schönste der weltweit nur rund zwei Dutzend Stadionkapellen.

Auch das Oly, wie die Berliner gerne sagen, genießt trotz seiner belasteten Geschichte unter Architekten einen bedeutenden Ruf. Seine Muschelkalk-Fassade und die neoklassizistische Formensprache machen es einzigartig. Erbaut wurde die Spielstätte ab 1934 nach Plänen der

1: Olympiasieger Jesse Owens; 2: Besuch von Papst Benedikt XVI.; 3: DFB-Pokalfinale 2024; 4: Diakon Gregor Bellin beim Gottesdienst in der Stadionkapelle

Brüder Walter und Werner March, die nach dem Zweiten Weltkrieg auch drei Kirchen entwarfen. Das Stadion wurde von den Nazis in ein Gesamtkonzept eingebunden. Mit dem Deutschen Sportforum, der Waldbühne, dem Glockenturm und dem Maifeld, auf dem Adolf Hitler gerne seine Wehrmacht aufmarschieren ließ, sowie dem Hockey- und dem Reiterstadion bildete es einst das Reichssportfeld. Es war „der erste große Repräsentativbaukomplex der Nazizeit“, wie in „Das große Buch der deutschen Fußballstadien“ nachzulesen ist.

Mit dem Papamobil durchs Marathontor

Zwar wurden die Olympischen Spiele bereits 1931, vor Hitlers Machtergreifung, an Berlin vergeben. Doch erkannte das Nazi-Regime schnell die mögliche Propagandawirkung und missbrauchte die Spiele zu seinen Zwecken. Die Überlegenheit des deutschen Volkes sollte der Welt präsentiert werden. Leni Riefenstahls zweiteiliger Spielfilm „Olympia“ gilt bis heute als Beleg für diesen arischen Größenwahn. Obwohl Deutschland die inoffizielle Nationenwertung gewann, wurde mit dem viermaligen Olympiasieger Jesse Owens ausgerechnet ein Schwarzer erfolgreichster Einzelathlet der Spiele. Unvergessen ist seine Freundschaft zu dem deutschen Weitspringer Lutz Long. Nach der Siegerehrung gingen beide untergehakt, Hand in Hand, auf die Zuschauerränge zu. Das Bild soll den anwesenden Führer maßlos verärgert haben. Nach Darstellung Bellins aber „zeigt es perfekt, welche große verbindende Kraft der Sport bis heute hat“.



Foto: image/Heritage Images



Foto: image/Heritage Images



3

Foto: imago/Elbner



4

Foto: kna/Markus Nowak

ANNO DOMINI

Ordensleute müssen raus

Ab 1871 tobt in Preußen und im Deutschen Kaiserreich der Kulturkampf, ein heftiger Streit, bei dem der protestantisch geprägte neue Staat hart gegen die katholische Minderheit vorgeht. Otto von Bismarck sieht in den Katholiken Reichsfeinde und beschneidet Rechte der Kirche: Er schränkt die Meinungsfreiheit von Geistlichen ein, verbietet die Jesuiten und stoppt mit dem Brotkorbgesetz alle staatlichen Zuwendungen an die Kirche.

Die Katholiken leisten passiven Widerstand gegen

die Kampfmaßnahmen, und eine wichtige Stütze des Protests sind dabei Ordensleute. So kommt es am 31. Mai 1875 zum preußischen Klostersgesetz: „Alle Orden und ordensähnlichen Kongregationen der katholischen Kirche sind ... von dem Gebiete der Preußischen Monarchie ausgeschlossen. Die Errichtung von Niederlassungen derselben ist untersagt“, heißt es in Paragraph 1. Sechs Monate bleiben den Klöstern für ihre Auflösung, nur Niederlassungen mit Schulen können die Frist auf vier Jahre verlängern. Und es gibt eine Ausnahme: Orden, die sich aus-

schließlich der Krankenpflege widmen, bleiben bestehen.

Fast 300 Ordensniederlassungen werden in Preußen aufgehoben. An manchen Orten, wie in Düsseldorf, protestieren Bürger dagegen. Wenn ein Kloster aufgelöst wird, dann wird meist eine Abschiedspredigt gehalten, eine heilige Messe gefeiert und das Ewige Licht gelöscht. Einige Orden, wie die Franziskaner,

weichen in grenznahe Orte in den Niederlanden und Belgien aus. Vorübergehend kommen einige Brüder bei

ihren Familien oder in kirchlichen Häusern unter. Und weil eine Neugründung in Deutschland verboten ist, kauft der Priester Arnold Janssen hinter der deutsch-niederländischen Grenze ein Haus in Steyl nahe Venlo und gründet dort am 8. September 1875 die Steyler Missionare.

In den Jahren danach lebt die Hälfte der katholischen Bischöfe Preußens im Exil oder ist im Gefängnis eingesperrt. Jede vierte Pfarrei ist ohne Priester; 1800 Geistliche sind inhaftiert oder des Landes verwiesen. Die Lage bessert sich erst ab 1878, als der teils reaktionäre Papst Pius IX. stirbt und sein Nachfolger Leo XIII. Gesprächsbereitschaft mit Bismarck signalisiert, der wiederum spürt, dass er die Katholiken nicht schwächen kann. Ab 1880 leiten Milde- rungsgesetze das Ende des Kulturkampfes ein – und mit dem Gesetz vom 29. April 1887 werden alle Orden wieder zugelassen. Nur der Jesuitenorden bleibt verboten und wird erst 1917 erneut erlaubt.

1875

VOR 150 JAHREN



Foto: imago/United Archives International

Bismarck und der Stier mit Papstkrone, Ausschnitt aus einer Karikatur von 1875

// CHRISTOF HAVERKAMP

1957 fand eine erste dezente Entnazifizierung des denkmalgeschützten Stadions statt. Die sogenannte Führerloge der Ehrentribüne wurde um einen Meter verkürzt. Bei der Fußball-WM 2006 war das Olympiastadion schließlich Teil des deutschen Sommermärchens, mit dem sich die Bundesrepublik der Welt endgültig in einem gänzlich anderen, völkerverständigen Licht präsentierte. „Die Welt zu Gast bei Freunden“ lautete damals das Motto. Zuvor hatte man das Stadion bei laufendem Bundesliga-Spielbetrieb über rund vier Jahre komplett saniert. Das Spielfeld wurde abgesenkt, die alten Holzbänke gegen bequeme Sitzschalen ausgetauscht. In das neue Stadionsdach wurden modernste Beleuchtungstechnik sowie eine Beschallungsanlage integriert. Das Stadion gilt seither als Fünf-Sterne-Arena. Neben Fußballspielen und dem Internationalen Stadionfest für Leichtathletik finden hier auch Konzerte statt. Unter anderem U2, Robbie Williams, die Rolling Stones, Genesis, AC/DC und Herbert Grönemeyer haben hier gastiert.

Einen Höhepunkt besonderer Art erlebte das Olympiastadion 1996. Bei einer Messe vor 90 000 Gläubigen sprach Papst Johannes Paul II. die beiden NS-Opfer Bernhard Lichtenberg und Karl Leisner selig. Im September 2011 fuhr Benedikt XVI. mit seinem Papamobil durch das Marathontor, umrundete die nunmehr Hertha-blaue Tartanbahn und hielt ebenfalls eine Messe.

Dass das Olympiastadion und der christliche Glaube gut zusammenpassen, zeigen auch die ökumenischen Gottesdienste vor den Hertha-Heimspielen. „Bei uns beten und singen Heim- und Auswärtsfans friedlich gemeinsam. Nicht nur der Sport, auch der Glauben verbindet“, sagt Bellin. Zudem zeige das Stadion mit seiner Geschichte und der Art und Weise, wie es heute genutzt wird: „Die Nazizeit ist nicht vergessen. Aber sie ist überwunden.“

Auch mal auf die Apps schauen!

Künstliche Intelligenz (KI) ist im Alltag von **Kindern** längst präsent. Viele Eltern sind bei diesem Thema unsicher: Ist die neue Technologie **eine Hilfe oder ein Risiko**? Michael Brendel, ein Experte aus dem Emsland, gibt Antworten und Tipps.

Von Petra Diek-Münchow

Künstliche Intelligenz (KI) in Kinderhänden – ist das tatsächlich ein so großes Thema für Familien?

Ob das ein Thema in allen Familien ist, weiß ich gar nicht, denn oft wird nicht bemerkt, wo KI schon überall drin ist: in Sprachassistenten wie Alexa, in den Streaming-Plattformen, in den Apps auf dem Handy, selbst im Staubsaugerroboter. Und spätestens mit dem ersten Smartphone kommen Kinder damit in Berührung. Denken Sie nur an die KI-Chatbots (virtuelle Gesprächspartner) in Snapchat oder jetzt mit dem blauen Kreis in Whatsapp. Das kommt sozusagen frei Haus. Da kommen Familien gar nicht drumherum.

Stecken in dieser Technologie für Kinder und Eltern mehr Chancen oder mehr Risiken?

Das ist schwer zu sagen, weil die Technologie sich gerade so schnell entwickelt. Chancen gibt es auf jeden Fall – zum Beispiel im Bereich Bildung und Schule. Wir haben mit den KI-Modellen einen riesigen Wissensspeicher, der Information ausgibt, zusammenfasst und zugeschnitten auf meinen persönlichen Lernstand in meiner Sprache erklären kann. Und das in einer Geduld, wie es keine Mutter, kein Vater und keine Lehrkraft vermutlich jemals könnte. Das ist ein wichtiger Schritt zu individueller Unterstützung beim Lernen. Und außerdem gibt es dort schöne Inspirationen, gerade im kreativen Bereich.

Haben Sie ein konkretes Beispiel, wie KI den Lernprozess positiv beeinflussen kann?

Die KI kann zum Beispiel bei Fremdsprachen Vokabeln abfragen oder genau für mich passende Grammatikübungen vorschlagen. Bei der Vorbereitung für Klausuren kann diese Technik den Stoff sinnvoll portionieren, um Struktur zu bekommen. Und man könnte auch über einen KI-Chat mit Personen aus einem Buch wie Wilhelm Tell „reden“, um einen Bezug herzustellen.

Spüren Sie mehr Anfragen zu dem Thema?

Es gibt immer mehr Nachfragen von Schulen, tatsächlich. Das freut mich. Ich wünsche mir da einen Dreiklang von Fortbildungen für Lehrkräfte, Elternabende und Infos für Jugendliche. Bei dieser Technologie, die wir alle noch lernen müssen, finde ich diesen gemeinsamen Weg am besten. Denn eins ist klar: KI geht nicht wieder weg und das passiert alles in einer Geschwindigkeit, die wir so noch nie erlebt haben. Es ist absolut wichtig, sich dem Thema zu stellen und sich zu informieren.

Welche Risiken sehen Sie bei dieser Technologie?

Wir haben eine Technologie vor uns, die nicht weiß, was wahr, gut und richtig ist. Das sind statistische Modelle, die Wahrscheinlichkeiten berechnen und Zeug zusammenschreiben, das auch einfach mal grober Unfug sein kann. Es gaukelt uns eine Realität vor, die es so nicht gibt. Das ist ein Paradigmenwechsel und zudem eröffnen sich damit auch ungeahnte Manipulationsmöglichkeiten für „Fake-News“. Das muss uns immer bewusst sein. Ein anderes Problem ist, dass die Chatbots zunehmend für menschlich, für „Freunde“, gehalten werden. Bisher haben Menschen mit Menschen geredet und mit Gott. Jetzt haben wir Maschinen, die Sprache nutzen



Der Sprachassistent steht mit auf dem Tisch: Zu Hause sind viele Familien längst von Künstlicher Intelligenz umgeben. Es gibt Chancen, aber auch Risiken.

ZUR SACHE

Tipps für Eltern gibt es hier: KI-Campus, kostenlose Lernplattform mit Kursen des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft, <https://ki-campus.org/>; KI-Kurs, Unterrichtseinheiten zum Thema KI von der Uni Tübingen, <https://ki-kurs.org>. Das Ludwig-Windthorst-Haus bietet ab August Elternabende unter dem Titel „Kids – Unsere Kinder sicher im KI-Zeitalter“ an: www.lwh.de/veranstaltungen/event/ki-manipulation



Foto: istock/visualspace

und das manchmal erstaunlich gut. Das halte ich für wirklich bedenklich. Wir müssen KI als reines Werkzeug begreifen und so nutzen. Ich umarme ja auch nicht meinen Hammer und auch mit dem muss ich verantwortlich umgehen.

Worauf müssen also Eltern und Kinder achten?

Eltern sollten im Blick haben, wo ihre Kinder mit KI in Berührung kommen – also durchaus mal die Apps anschauen, die die Kinder auf dem Handy oder Tablet nutzen. Das halte ich für legitim, bis zu einem gewissen Alter. Und wir sollten mit den Kindern darüber reden und gemeinsam KI-Tools ausprobieren. Bei der Technologie sind wir alle Anfänger, da können wir uns gemeinsam schlaumachen und eine Haltung dazu finden. Wie kann ich das sinnvoll nutzen und wo endet meine Zustimmung? Zu sagen, dieses will ich und jenes nicht – das ist wichtig.

Haben Sie praktische Tipps für zu Hause?

Ich habe meinen Kindern einen Zugang zu KI gegeben, wo ein gewisser Filter darunter liegt. Da ploppen dann Warnungen auf und ich kann in die Chats hereingucken. Das kann ein Weg sein. Eltern müssen sich selbst informieren und auch Dinge ausprobieren. Ich weiß, das auch noch zu müssen, ist eine Hürde, aber anders geht es nicht. Es gibt Online-Kurse, wo man selbst Wissen dazu bekommen kann und ich biete demnächst auch Elternabende dazu an (siehe „Zur Sache“).

Sie haben das Stichwort Haltung benutzt...

Wir brauchen eine Haltung dazu, das ist nötiger denn je. Wir haben jetzt die Chance nachzuholen, was wir damals beim Start ins Internet nicht gemacht haben: darüber zu sprechen, was wir wollen und was wir eben nicht wollen. Eltern sollten ihren Kindern vorleben, dass Technik und Digitalisierung kein Selbstzweck sind. Wir entscheiden und wir bestimmen. Ich setze zum Beispiel bei Chatbots immer ein Ausrufezeichen dahinter, um mir selbst zu signalisieren, dass ich der Auftraggeber bin und die KI der Befehlsempfänger. Ich muss da auch nicht „danke“ sagen. Das ist ein statistisches, mathematisches Modell. Nicht mehr.

Und wie sollte sich die Kirche dabei positionieren?

Kirche muss erstmal anerkennen, dass diese Technologie ins Innerste des Glaubens zielt. Wir sind eine Wort-Religion, in der das Wort heilig ist. Und jetzt haben wir eine dritte Seins-Form, die Sprache nutzt, der wir Bedeutung geben. Kirche muss Stellung beziehen auch zu denjenigen, die KI als Heilsbringer verstehen. Da werden Götzen gebaut! Kirche muss Position beziehen gegen diesen Technikglauben und sollte dem immer beliebiger werdenden Wahrheitsbegriff Echtheit und Authentizität entgegensetzen. ●

ZUR PERSON

MICHAEL BRENDEL

Theologe, Studienleiter im Lingener Ludwig-Windthorst-Haus und Autor mehrerer Bücher zum Thema Künstliche Intelligenz



HEILIGE

Ein lachender Heiliger

MONTAG, 26. MAI

Philipp Neri

Filippo Neri (1515–1595) wuchs als Waisenkind in Florenz auf. Als Jugendlicher ging er nach Rom und wurde Priester. Den Armen und Waisenkindern blieb er verbunden. Immer witzig und schlagfertig, scharte er bald eine große „Fangemeinde“ um sich. Aus seiner Lebensgemeinschaft, dem „Oratorium“, wurde die Weltpriester-Kongregation der „Oratorianer“.



Foto: Archives nationales de France/wikimedia

Freitag, 30. Mai

Johanna von Orleans

Das Bauernmädchen Jeanne d'Arc (1412–1431) wurde im „Hundertjährigen Krieg“ zwischen England und Frankreich zur Heerführerin und brachte die Wende zugunsten Frankreichs. Dabei wurde sie von Visionen geleitet, die später Grund für ihre Verurteilung und Hinrichtung wurden. Später wurde sie rehabilitiert und 1920 von Papst Benedikt XV. heiliggesprochen.

Donnerstag, 5. Juni

Bonifatius

Der englische Benediktiner Wynfret (672–754) bekam vom Papst den Namen Bonifatius und gleichzeitig den Auftrag zur Mission in Deutschland. Bonifatius war aber vor allem ein Neuordner der bestehenden, aber instabilen Kirchen in Mittel- und Norddeutschland.

RELIGIÖSE SENDUNGEN

Regelmäßige Termine

- Montag bis Samstag, 7.00 Uhr, **K-TV**
Katholischer Gottesdienst (45 Min.)
- Montag bis Samstag, 8.00 Uhr, **Bibel TV**
Katholischer Gottesdienst aus dem Kölner Dom (45 Min.)
- Mittwoch, 9.30 Uhr **EWTN** Generalaudienz mit dem Papst aus Rom (90 Min.)
- Mittwoch, 19.00 Uhr, **BR Stationen**.
Aus Religion und Kirche (30 Min.)
- Samstag, 12.10 Uhr, **BR** Glockenläuten (5 Min.)
- Samstag, 18.30 Uhr, **K-TV** Katholischer Gottesdienst aus Freiburg (60 Min.)
- Samstag, 18.45 Uhr, **MDR** Glaubwürdig (5 Min.)
- Sonntag, 12.00 Uhr, **EWTN** Angelus-Gebet mit dem Papst aus Rom (30 Min.)
- Sonntag, 19.00 Uhr, **Bibel TV** Kirche in Bayern (30 Min.)

Sonntag, 25. Mai

- 9.30 **ZDF** Evangelischer Gottesdienst aus der Kirche Divi Blasii in Mühlhausen. Thema: Thomas Müntzer – zwischen Idealen und Radikalismus (45 Min.)
- 10.00 **Bibel TV** Katholischer Gottesdienst aus dem Kölner Dom (90 Min.)

Christi Himmelfahrt, 29. Mai

- 10.00 **ARD** Evangelischer Gottesdienst aus der Klosterkirche Blaubeuren (60 Min.)
- 10.00 **Bibel TV** Katholischer Gottesdienst aus dem Salzburger Dom (90 Min.)
- 11.55 **ZDF** Leben ist mehr! Der Zuhör-Kiosk (15 Min.)

Samstag, 31. Mai

- 23.35 **ARD** Das Wort zum Sonntag. Mit Pfarrer Wolfgang Beck (5 Min.)

Sonntag, 1. Juni

- 9.30 **ZDF** Orthodoxer Gottesdienst aus der Gemeinde Heiliger Josef von Damaskus in Essen (45 Min.)
- 10.00 **Bibel TV** Katholischer Gottesdienst aus dem Würzburger Dom (90 Min.)

Samstag, 7. Juni

- 21.45 **Arte** Sakrale Bauwerke. Vom Streben nach Höhe und Licht (90 Min.)
- 23.15 **Arte** Der Aachener Dom: steingewordene Geschichte (55 Min.)
- 23.35 **ARD** Das Wort zum Sonntag. Mit Alexander Höner (5 Min.)



Foto: © Western Transylvania Studios/Eyrie Entertainment

Clara liebt ihr Ziehkind Johanna, aber auch ihren Sohn Ionut.

TV: Wovon sollen wir leben, Ionut?

Die junge Rumänin Clara hat ihre Familie und ihre Heimat verlassen, um in Deutschland als Kindermädchen einer wohlhabenden Familie Geld zu verdienen. Eine beispielhafte osteuropäische Biografie: Clara wird zur Mutter zweier Kinder, eines Ziehkindes in Deutschland und eines leiblichen Kindes, schmerzlich vernachlässigt, zu Hause in Rumänien. Als dort ihr Sohn verschwindet, steht Clara vor schweren Entscheidungen.

Der Film thematisiert das Schicksal von Hunderttausenden Rumäninnen und Rumänen, die im Ausland arbeiten, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen, und oftmals gezwungen sind, ihre Kinder zu Hause zurückzulassen. Er gewann 2023 den Publikumspreis beim 33. Filmfestival Cottbus.

Clara. Am Freitag, 6. Juni, um 23.15 Uhr bei Arte (80 Min.)



Foto: imago/United Archives International

Das Grabtuch von Turin zeigt die Umriss- und das Gesicht eines Menschen.

TV: Echt oder echt gut gefälscht?

Die Beschreibung ist nüchtern, ganz im Stil der forensischen Spurensicherung: „Grabtuch eines männlichen Opfers massiver Gewalteinwirkung ... Spuren von Wunden durch Schlagstöcke ... an der Brust rechts eine Stichwunde ... Wundmale an Händen und Füßen durch Nägel ...“ Das passt alles. Ist es also wirklich der Stoff, in den Jesus nach seinem Tod gewickelt wurde? Längst ist das Tuch, das seit 1578 in Turin ausgestellt und verehrt wird, nicht nur Gegenstand von frommen Spekulationen. Auch die historische Forschung beschäftigt sich mit ihm. Die einen halten es für eine echte Reliquie, andere sind sicher, dass es eine geniale Fälschung ist. Die Dokumentation nähert sich dem Geheimnis des Turiner Grabtuchs von mehreren Seiten, aber sie fällt kein Urteil.

Das Grabtuch von Turin. Am Samstag, 7. Juni, um 20.15 Uhr bei Arte (90 Min.)

Auf Sinnsuche

Mehrere katholische Akademien produzieren Podcasts. Sie versuchen, Probleme aus Kirche und Welt zu analysieren. Wo lohnt es sich, reinzuhören? Von Jasmin Lobert



Foto: Katholische Akademie Bayern

Vom Großen und Ganzen

„Für mich ist Hoffnung nicht die Garantie, dass alles gut wird. Das wäre naiver Optimismus. Hoffnung ist für mich das Versprechen, dass wir in der Welt auch dann nach Licht suchen, wenn es dunkel wird“, sagt Klimaaktivistin Luisa Neubauer in der ersten Folge des Podcasts „Vom Großen und Ganzen“. Für sie ist die Klimakrise Anfang und Ende aller Überlegungen zur Multikrise der Menschheit.

Aber was bedeutet Multikrise? Wie hängen Klimakrise, Wirtschaftskrise, Demokratiekrise und andere miteinander zusammen? Dieser Frage gehen Achim Budde, Direktor der Katholischen Akademie Bayern, und Moritz Findeisen, Redakteur der Wochenzeitung Christ in der Gegenwart, in ihrem Podcast nach. Sie sprechen mit Gästen wie dem früheren Außenpolitiker Ruprecht Polenz, dem Soziologen Steffen Mau und Andrea Nahles, Chefin der Bundesagentur für Arbeit. Gemeinsam analysieren sie, wie Krisen sich gegenseitig bedingen und welche Lösungen denkbar sind. Dabei verlieren sie das große Ganze nicht aus den Augen. Wer unsere Welt besser verstehen will, findet hier spannende Perspektiven. Bisher gibt es drei Folgen, jeweils 80 bis 100 Minuten lang. Alle drei Wochen erscheint eine neue.

Reinhören unter:

www.vom-grossen-und-ganzen.podigee.io

Tauchgänge

„Meine Muttersprache ist katholisch“, sagt Ute Leimgruber im Podcast „Tauchgänge“ der Katholischen Akademie Berlin. Als Achtjährige durfte sie keine Ministrantin werden – heute ist sie Professorin für Predigtlehre und forscht zu Missbrauch an erwachsenen Frauen in der katholischen Kirche. Sie zeigt, welche kulturellen und strukturellen Muster Missbrauch begünstigen. Ihre Überzeugung ist: Das, was passiert ist, darf nicht ungesagt bleiben. Im Gespräch mit Katrin Visse und Peter Gießwein, den beiden Moderatoren des Podcasts, erklärt Leimgruber, wie sie die Welt mit ihrer Theologie zu einem besseren Ort machen will.

So wie sie bringt jeder Gast einen verborgenen Schatz mit. Die beiden Moderatoren begeben sich mit Theologen, Künstlern und Ordensleuten auf die Suche nach vergessenen Tiefen des Glaubens. Dabei will der Podcast keine fertigen Antworten liefern – er lädt ein zum Fragen, Staunen und Nachdenken. Diese Tauchgänge gibt es seit 2014 als Veranstaltungsreihe, seit 2021 auch als Podcast. Trotz theologisch-philosophischer Themen ist kein Vorwissen nötig. Die Folgen erscheinen unregelmäßig etwa alle zwei Monate und dauern zwischen 30 und 60 Minuten.

Reinhören unter:

www.katholische-akademie-berlin.de/veranstaltungen/podcast



Foto: Katholische Akademie Berlin

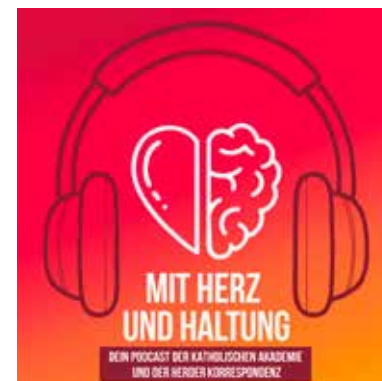


Foto: Katholische Akademie des Bistums Dresden-Meißen

Mit Herz und Haltung

„Da muss doch mehr sein hinter allem, hinter dieser ganzen Welt, da muss doch irgendwie ein Größerer sein, dem wir es verdanken, dass die Welt überhaupt da ist“, sagt Karmelitenpater Reinhard Körner. Wer oder was ist Gott? Wie kamen Menschen zur Vorstellung eines einzigen Gottes? Und was hat Jesus Christus damit zu tun? In zwei Stunden präsentiert Körner eine Kurzbiografie Gottes – und schafft es damit auf Platz eins der meistgehörten Folgen des Podcasts „Mit Herz und Haltung“ im vergangenen Jahr.

Der Podcast wird seit 2020 von der Katholischen Akademie des Bistums Dresden-Meißen produziert, seit 2024 in Kooperation mit der Herder Korrespondenz. Wer sich mit Kirche, Theologie, Politik, Gesellschaft und Kultur auseinandersetzen will und eine christliche, konstruktive Einordnung wünscht, ist hier richtig. In über 300 Folgen diskutieren verschiedene Mitglieder des Podcastteams mit ihren Gästen über aktuelle Fragen der Zeit. Eine wiederkehrende Stimme ist die von Daniel Heinze, Radioredakteur und Produzent der Podcasts. Die Folgen, die die Akademie verantwortet, thematisieren immer wieder auch spezifisch ostdeutsche Fragestellungen. Sie sind zwischen 20 und 40 Minuten lang und erscheinen wöchentlich.

Reinhören unter:

www.lebendig-akademisch.podigee.io



Foto: Edmund Dieppe

GLAUBENSORT

Die 14 Nothelfer

Von Asel kommend führt ein Feldweg am Sportplatz entlang. Bevor er zu einem Wäldchen abbiegt, steht unter einer mächtigen Eiche ein Steinkreuz. Es lädt die Vorübergehenden ein zum Innehalten und kurzen Gebet. Das Kreuz trägt die Inschrift „Zu den 14 heiligen Nothelfern“. Auf einer Infotafel wird erklärt, um wen es sich dabei handelt. Es sind Frauen und Männer aus dem zweiten bis vierten Jahrhundert, die fast alle als Märtyrer für ihren Glauben gestorben sind. In der katholischen Kirche werden diese Heiligen besonders als Schutzpatrone um Beistand und Fürsprache gebeten. Die 14 Nothelfer und Nothelferinnen sind: Christophorus, Margaretha, Blasius, Georgius, Barbara, Cyriacus, Ägidius, Eustachius, Erasmus, Vitus, Pantaleon, Dionysus, Achatius und Catharina, die Namenspatronin der Aseler Kirche. (ed)

Haben Sie auch einen Glaubensort?

Schreiben Sie uns:

glaubensorte@bistumspresse.de